Moritz Grän

Erinnerungen
aus einer Bergarbeiterkolonie
im Ruhrgebiet

F. COPPENRATH VERLAG

Moritz Grän

Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland
herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Heft 36

Münster 1983

Moritz Grän

Erinnerungen
aus einer Bergarbeiterkolonie
im Ruhrgebiet

F. COPPENRATH VERLAG

Schriftleitung: Gerda Schmitz

Titelbild: Moritz Grän (Mitte) mit Verwandtschaft, 1941.

ISBN: 3-88547-212-0
Copyright 1983/G. by F. Coppenrath Verlag, Münster
+ Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Printed in Germany
Imprimé en Allemagne

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung VII

Unsere Straße 1
Unser Wohnhaus 9

Mein Vater 11
Meine Mutter 14
Wir Kinder 15

Unsere Wohnung 18
Die Wohnküche 20
Das Essen 25
Die Gute Stube 27
Die Tapeten 31
Das Schlafzimmer meiner Eltern 32
Das Jungenschlafzimmer 32

Der Bodenraum 33
Der Keller 33
Der Stall 34
Brieftauben 35
Schweineschlachten 35
Die Räucherkammer 36
Baden in der Koloniewohnung 37

Vom Einkaufen 39

Spiele aus unserer Jugend 40
Feste, Kinderfeste 43

Kontakte der Frauen 44

Kostgänger 51

Musik 52
Gastwirtschaften 63

Kolonie-Kirchen 69

Lesen in den Bergarbeiterfamilien 71
Gymnasiasten und Studenten aus der Kolonie 74

Politisches Geschehen 75
Der Kapp-Putsch 86

Auswanderer nach Brasilien 88

EINFÜHRUNG

Moritz Grän begann 1977 die Erinnerungen an seine Kinder- und Jugendjahre in der Bergarbeiterkolonie niederzuschreiben. Einem ersten, umfangreichen Bericht fügte er bis 1982 weitere Abschnitte hinzu, die auf Anregungen und Nachfragen entstanden. Dabei stützte er sich nicht nur auf seine eigenen Erinnerungen, sondern zog auch Erkundigungen im Verwandten- und Bekanntenkreis ein, und schließlich befragte er die Mitglieder von Altenclubs in Marl. So kam ein Manuskript zustande, das den Zeitraum zwischen den beiden Weltkriegen in einer Vielzahl von Einzelbildern erfaßt, häufig auch hinausgreift in die Jahre vor dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Erinnerungen beziehen sich hauptsächlich auf die Orte Buer und Marl, die geschilderten Verhältnisse sind jedoch in weiten Teilen des Ruhrgebietes ähnlich. Sie geben einen überschaubaren Zeitabschnitt und einen in gleicher Weise überschaubaren Raum wieder, in dem die Arbeiterkolonien prägend waren - mehr als die alten Stadtkerne.

Wie die Menschen, die in großer Zahl ins Ruhrgebiet gekommen waren, galten die Kolonien Generationen hindurch bei der eingesessenen Bevölkerung als ein fremdes Element; Paul Zech macht das in seinem Gedicht "Arbeiterkolonie" deutlich[1].

Das persönliche Schicksal vieler Menschen wird in Moritz Gräns Erinnerungen anschaulich, zumal sich der Verfasser nicht auf eine unbeteiligte Wiedergabe beschränkt, sondern immer wieder eigene Meinung und eigenes Urteil einschließt. Er hat als Journalist, vorwiegend im Ruhrgebiet tätig, alle Bereiche kennengelernt, die zum Leben im Revier gehören, soweit sie ihm nicht bereits aus den Kinder- und Jugendjahren vertraut waren.

Moritz Grän schildert das Leben in der Bergarbeiterkolonie, ohne daß die Arbeit des Bergmanns im Vordergrund steht. Sie wird aber immer wieder genannt, da die Arbeit die häuslichen Verhältnisse bestimmte. Sein Anliegen formuliert Grän mit den Worten: "Wenn irgendwann einmal Forscher wissen wollen, wie es in den Kolonien ausgesehen hat, dann sollen sie nicht nur die erhalten gebliebenen Haus- und Wohnordnungen, die Mietbestimmungen, die amtlichen Mitteilungen darüber, wann diese oder jene Straße erbaut worden ist, wann Wasser und Strom gelegt wurden, wann Plumpsklos durch

1 Paul Zech, Das schwarze Revier, Berlin-Wilmersdorf o.J. (1913), o.P. (S. 4/5)

die Naßzelle mit Bad und Toilette ersetzt worden sind, kennen, sie sollen wenigstens etwas von dem mitwissen, was sich so an menschlichen Beispielen darbietet, die weitab sind von den gängigen Klischees."
So berichtet er von Herkunft und Schicksalen seiner eigenen Familie wie der anderen Familien in der Straße, in der er aufgewachsen ist. Diese Familiengeschichte steht für die vieler Familien im Revier. Die Wohn- und Lebensbedingungen in der hier vorgestellten Kolonie wiederholten sich hundertfach. Moritz Grän als ein in der Kolonie Aufgewachsener und mit ihr Vertrauter sieht deshalb die Verhältnisse gar nicht so negativ, wie ein Außenstehender sie beurteilt - zum Beispiel Joseph Roth in seinem Artikel "Privatleben des Arbeiters"[2] aus dem Jahre 1926. Eine Idylle macht Grän freilich nicht aus den Kolonien, denn er unterschlägt nicht die Formen nachbarschaftlicher Kontrolle, die kleinliche Art, mit der Auseinandersetzungen geführt wurden, die Schlägereien, die nach Gasthausbesuch an Wochenenden oder Lohntagen vorfielen, die Ablehnung, die insbesondere den polnischen Familien gegenüber geübt wurde und die in den verschiedenen Versionen des Liedes von der Polenhochzeit ihren Ausdruck fand. Spott und derber Scherz waren nicht selten!
Sichtbar wird aber auch die selbstverständliche Haltung sparsamer Lebensführung und gegenseitiger Hilfe. Grän geht ebenfalls auf die kulturellen Bedürfnisse der Koloniebewohner ein, auf Gesangverein, Theatergruppen, das Lesen von Zeitungen und Büchern und den Besuch höherer Schulen. Er isoliert die Kolonien nicht von den politischen Ereignissen, die turbulent genug das Schicksal der einzelnen Familien mitbestimmen.

Das Manuskript wurde in Absprache mit dem Autor für den Druck umgestellt und um Wiederholungen und bestimmte persönliche Details gekürzt.

Lünen, Pfingsten 1983 Wingolf Lehnemann

2 Joseph Roth, Werke, 3. Band, hg. von Hermann Kesten, Ausgabe der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt 1977, S. 673-677

UNSERE STRASSE

1913 zogen wir nach Scholven in die Heidestraße, und ich will zuerst von den Bewohnern dieser Straße erzählen, dann von uns, von unserer Wohnung und von all dem, was mit dem Leben in der Kolonie zusammenhängt.

Nummer 1:
Linker Vorgarten mit Rasen und Springbrunnen, der einen Celluloidball "trug" und ihn nach dem Abfallen in einen Drahtkorb wieder in die Luft wirbelte. Der leicht körperbehinderte Sohn des Frühinvaliden wanderte nach Brasilien aus, kam aber wieder. Rechts wohnte eine der "aufregendsten" Familien aus meiner Jugend, mit einem Mädchen und sechs Jungen. Weihnachten 1913 - so um diese Zeit - (1913 verbrachten wir unser erstes Weihnachtsfest in der Kolonie) verunglückten Vater und ältester Sohn nebst dem Knappschaftsältesten aus der neuen Kolonie durch Vergiftung in der Grube. Sie waren nacheinander, und einer immer, um den anderen zu retten, in einen von Wettern vergasten "alten Mann" gegangen.

Nummer 3:
Die Familie links hatte neben einer gesunden Tochter und einem gesunden Sohn den älteren taubstummen Sohn, der "draußen" Schuhmacher gelernt hatte und bei Besuchen zu Hause natürlich seiner röchelnden Sprechversuche wegen Aufsehen erregte. Rechts: Eine junge Witwe mit zwei Jungen, deren einer Aushilfsober im Gemeindegasthaus Grünheit war und der andere, der nach Brasilien auswanderte, bekannter Fußballspieler von Hansa-Scholven war. Dieser Witwe durfte ich in und nach dem Ersten Weltkrieg gegen ein gutes Butterbrot pro Nachmittag die Ziege hüten.

Nummer 5 und 7:
Über sie und ihre Bewohner ist mir eigentlich nichts Besonderes mehr im Gedächtnis geblieben. Offenbar hatten die Bewohner häufiger gewechselt.

Nummer 9:
Eine Familie mit einigen Kindern, deren ältester Sohn einen Klumpfuß hatte. Der Vater wurde früh invalid, hatte ein Hobby, das uns interessierte: die Zucht von Warmwasserfischen in vielen Aquarien - Guppys, Schleierschwänze, die wir kaufen konnten. Das waren lebendgebärende Warmwasserfische, die ihre Jungen gleich auffraßen.

Diese Familie wanderte nach Brasilien aus; einige Kinder kamen, verheiratet, später wieder zurück, ein Teil wanderte nochmals aus ... Der fußkranke Älteste machte da natürlich nicht mit und wurde später Beamter im Rathaus. Neben dieser Familie wohnten Lipper, der Vater war also Ziegelbäcker auf der Ziegelei der Zeche.

Nummer 11:
Hier wohnte eine Familie, mit der wir allerhand zu tun hatten. Der jüngste Sohn war mit meinem Bruder Walter gleichaltrig, doch hatte er gerade seine Lehre aus, als Walter nach dem Besuch der Realschule erst in die Lehre kam. Nach einer Sturmnacht mußten beide durchhängende Leitungen wieder hochziehen. Beim Besteigen eines Mastes schlug dieser um und schlug den Kameraden von Walter unter sich tot! Papa entkam nach quälenden Wochen für ihn und Walter von der Anklage der fahrlässigen Tötung - zwei Lehrlinge dürfen nicht allein solche Arbeiten ausführen! - nur deswegen los, weil er nach altem Handwerksbrauch den Schulfreund Walters wenige Tage vor dem tödlichen Unfall als frisch gebackenen Gesellen ausdrücklich der Werkstatt vorgestellt und gebeten hatte, ihm in Zukunft die Ehre des Siezens zukommen zu lassen (wobei letzteres vollkommen überflüssig war, auf der Zeche duzte jeder jeden, d.h. nicht die Vorgesetzten). Jedenfalls brüllte der Vater des tödlich Verunglückten - nach Alkoholgenuß? - später manchmal "Mörder" schauerlich durch die Nacht, wenn er bei uns vorbeikam. Übrigens war einer seiner Söhne so überzeugter Kommunist, daß er einer der wenigen KZ-Insassen war, die ich kennengelernt hatte. "Darüber was erzählen?" sagte er mir, den ich von der Schule kannte, "meinst du, ich will noch einmal dahin?"
In der gleichen Wohnung hat übrigens nach seiner Heirat am 24. Juli 1937 mein Bruder mit seiner Familie gewohnt.

Nummer 13:
In der linken Giebelwohnung wohnte ein Mann, der Klavierstunden gab, nebenberuflich Chöre leitete, auch ersatzweise den "Beamten-Chor" der Männer aus der Siedlung. Das und die Tatsache, daß er zwei flotte Töchter hatte - also schöne und muntere Mädchen - machte uns männlichen Nachbarn die Wohnung interessant.
Dort wohnte auch der einzige echte "Taubenvatter" unserer Straße, ein Bochumer Bergmann, dem offenbar die Brieftaubenzucht über alles ging. "Bochumer" Bergleute, das waren die, die nach dem großen Streik 1905 zu

den Zechen des Fiskus gekommen waren und meist überzeugte SPDler und Gewerkschaftler waren. Für diesen Taubenvatter jagten wir mit den Gummiringen der zurückgekehrten Brieftauben in einer Aluminiumhülle im Dauerlauf zur nächsten Konstatieruhr, denn damals hatte nur der Verein eine oder zwei solcher Uhren.
In der zweiten Mittelwohnung gab es Aufsehen: Der Familienvater war offenbar an Silikose früh gestorben. So wurde sein Sarg, eingehüllt in ein rotes Tuch, aus dem Fenster auf die Straße gehoben, wo ein Parteiredner den "Sohn des Volkes" als "Opfer des Kapitalismus" rühmte, ehe sich der Leichenzug in Bewegung setzte. Nicht etwa die Politik bei der Beerdigung erregte die Gemüter, sondern die Tatsache, daß der Sarg aus dem Fenster gehoben worden war! "Wenn ein Sarg aus dem Fenster gehoben wird, stirbt bald hinterher noch einer aus der Familie..."
Auch der Bewohner der letzten Wohnung dieses Hauses starb früh, doch brauchte die Witwe nicht auszuziehen, weil ihr Sohn schon bald auf der Zeche "angelegt" werden konnte, also die Wohnung für sich und seine Mutter beanspruchen konnte.

Nummer 15:
Hier wohnten wir!

Nummer 17:
Unsere Nachbarn, die uns in die Fenster schauen konnten, waren Schlesier, mit vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Jungen. Es bestanden keine freundschaftlichen Beziehungen zwischen uns und ihnen, und es kam immer wieder zu kleinen nachbarlichen Gehässigkeiten. Übrigens vergaß ich, daß wir auch auf dem Hof gegenüber dem Hühnerstall eine Holzbank stehen hatten, die - je nach Wetter - auch seitlich neben den Seiteneingang zu unserer Wohnung gestellt werden konnte.
Wenn die Frau vom Konsum kam, stellte sie alles Eingekaufte so auf die Fensterbank, daß man es auch sehen konnte. Viel Geklatsche gab es um die Heirat der ältesten Tochter, die den (wohl angesehenen) Lokomotivführer der Zechenbahn heiratete, der vorher bei ihnen Kostgänger gewesen war. Diese Karriere vom Kostgänger zum Schwiegersohn war aber so außergewöhnlich nicht.
Daneben wohnte eine kinderreiche Familie, ebenfalls Schlesier. Eine der Töchter war Verkäuferin und Filialleiterin im Konsum. Nummer 17 war ein Dreispänner. In der letzten Wohnung wohnte eine Polenfamilie, deren Toch-

ter - "Bergmannsprinzessin", also verwöhnte und aufgeputzte Einzeltochter - einen Tanzlehrer heiratete. In dieser Wohnung folgte die Familie des "besten Schmiedes, den wir je hatten", meinte mein Vater. Der einzige Sohn unter mehreren Töchtern soll während der Zeit der Arbeitslosigkeit zum Kummer der rechtschaffenden Eltern Verbindung zu Lohngeldräubern gehabt haben und verschwunden sein.

Nummer 19:
Ein Bewohner, der als früher Witwer und Vater eines Kindes am Beerdigungstage "die ganze Welt zusammenschrie", als der Sarg in den Leichenwagen geschoben wurde, heiratete bald wieder. Die andere Wohnung des Zweispänners war für mich sehr interessant. Erst wohnten darin Ostpreußen mit drei Töchtern und zwei Söhnen. Die mittlere wurde meine erste Frau, aber erst, nachdem die Familie für ein paar Jahre nach Ostpreußen zurückgekehrt war und in Altenessen Wohnung gefunden hatte, wo der Vater trotz frühzeitiger Invalidität seinen Traum verwirklichte, ein eigenes Haus zu haben, in der "Pappschachtelkolonie" am Kaiserpark. Die Söhne waren sehr turngewandt. In Altenessen hatten sie Anschluß an den Allgemeinen deutschen Turnerbund und wurden als Schwergewichtler - Ringer, Stemmer, Heber und Reißer - mindestens Bezirksmeister, eine Sportkarriere, der sich die Schwäger noch anschlossen. Zu den Wettbewerben auf der Matte und an der Hantel kamen in großen Vergleichskämpfen auch noch "Aufmärsche" und "Pyramiden", die punktmäßig gewertet wurden. Einheitliche Turnkleidung, Schritt und Haltung beim Aufmarsch wurden ebenso bewertet wie Schnelligkeit und Exaktheit beim Aufbau der bis an die Decke der Säle reichenden "Pyramide": Die stärksten Männer bildeten einen Ring, auf den ein zweiter Trupp kletterte. Über diesem fanden noch zwei oder drei Turner Platz, meist leichtere, jüngere, und ganz oben thronte der leichteste, meist auch jüngste Turner, der manchmal in luftiger Höhe die Vereinsfahne schwenkte oder sogar einen Handstand riskierte.
Dann aber zog eine kinderreiche polnische Familie hier ein. Der Mann war beliebter und zuverlässiger "Ofenschmierer" auf der Kokerei, d.h. er verschmierte die Füllstutzen und Koksofentüren mit Lehm, der "dichtete".
Einmal war eine große Sensation um ihn. Er wurde verhaftet, weil seine Tochter von ihm ein Kind erwartete. Was war geschehen? Der brave Pole hatte irgendeine "Hexe" kennengelernt, ein rothaariges Weib, das ihm Schreiben und Lesen beibringen wollte. Er gehörte zu den gar nicht dummen Leuten, die weder ihre polnische Heimatsprache noch die mühsam er-

lernte deutsche Sprache schreiben oder lesen konnten. Das also wollte ihm die Frau beibringen. Offenbar aber handelte es sich um eine Sektiererin, denn sie benutzte als Lesebuch die Bibel und daraus jene Geschichten, in denen es gar nicht so moralisch zugeht. Jedenfalls wurde damals glaubhaft berichtet, daß sie es war, die dem Manne beigebracht hatte, daß seine Tochter "ihm hörig sein müsse". Ergebnis: Prozeß und Verurteilung wegen Blutschande. Das Kind, wenn ich mich recht erinnere, etwa zwölf Jahre, kam "wegen Gefährdung ihrer Mitschülerinnen" in ein Heim. Ob sie wirklich ein Kind bekommen hat, weiß ich nicht mehr, da ich um jene Zeit schon zeitweilig "draußen" war, also nicht mehr bei den Eltern wohnte.

Nummer 21:
Mit dem einzigen Sohn dieser aus dem Bergischen stammenden Familie konnte ich es besonders gut. Er half mir vor allem beim Hausputz, als unsere Mütter arbeiteten. Er ist im 2. Weltkrieg gefallen.
Die kinderreiche Mutter der nächsten Familie hängte mir meinen Spitznamen "roter Satan" an. Ich hatte rote Haare. Neben mehreren Töchtern hatte sie einen Sohn, dessen Angriffe ich einmal so "glücklich" abwehrte, daß er nach Aufschlag mit dem Kopf auf dem Bordstein besinnungslos liegenblieb. "Der ist tot!" war mein und der anderen Zeugen Erschrecken.

Nummer 23:
Ohne besondere Erinnerung.

Nummer 25:
Dort wohnte ein Mann mit polnischem Hausnamen, dessen Söhne im Heranwachsen von der Möglichkeit Gebrauch machten, sich deutsche Namen zuzulegen, so daß drei nacheinander andere Familiennamen hatten. Als dann noch ein Junge "nachgeboren" wurde, war der Mann sicher, daß wenigstens er den ehrenvollen Familiennamen ungeändert hinnehmen und vererben würde, doch ausgerechnet dieser wuchs in die besonders "deutschfreundliche" Zeit des 1000jährigen Reiches hinein und ließ sich natürlich auch umtaufen... Dieses Haus stand am Zechenzaun, hinter dem der Zechenplatz lag.

Die andere Seite - Nummer 2:
Ohne besondere Erinnerung.

Nummer 4:
Vierspänner wie unser Haus. Ein etwa zwölfjähriger Junge aus der Mittelwohnung stürzte so unglücklich vom Heuwagen, daß er sich das Genick brach.
In der linken Seitenwohnung war die "Drehmangel", bei der wir unsere Wäsche mangelten: Unter einem mit Steinen beschwerten Kasten wurde die Wäsche auf Rollen ausgelegt und "geplättet". Das geschah per Handantrieb über ein großes Schwungrad. In dieser Familie gab es ein Mädchen mit schneeweißen Haaren und roten Augen, das in eine auswärtige Sonderschule ging.

Nummer 6:
Hier erinnere ich mich nur daran, daß offenbar dieses Haus von der "Spanischen Grippe" nach dem ersten Weltkrieg besonders schwer betroffen war. Eine der Familien starb fast völlig aus, d.h. der kleinste Junge lebte später "mit ganz anderen Eltern" dort noch. Auf unserer Straße und in der Kolonie insgesamt sind damals sehr viele Menschen, junge und alte, gestorben.

Nummer 8:
Lipper, Schmied auf der Ziegelei, und ein aus Schlesien stammender, aber als Bochumer Streikkumpel strammer Sozialist, ohne Kinder, waren Nachbarn. Der Schmied "hausmetzgerte" auch, was wohl der Grund dafür war, daß sein einziger Sohn Metzger lernte. Der Sohn wurde ein begeisterter Kanufahrer im "Freien Wassersport-Club", der sich auf mich berief, als ich schon bei der Zeitung war und er ausführliche Berichterstattung wünschte. So gehörte ich viele Jahre zu den Stammgästen am Bootshaus am Wesel-Datteln-Hamm-(Lippe-Seiten)-Kanal beim An- und Abrudern, bei Sommerfesten und Regatten. Der Sohn ist im zweiten Weltkrieg gefallen.

Nummer 10:
Ein angeblich früherer Polizist, der kurzzeitig nach Brasilien auswanderte, also zurückkehrte, hatte zwei Jungen. Seine Frau zog angeblich, alte Klamotten im Einkaufskorb, über Land und bettelte, "Rotze heulend". Das jedenfalls wurde immer wieder über sie erzählt. Wobei die armen Kinder Staffage bildeten. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Der Nachbar war überzeugter christlicher Gewerkschaftler mit polnischem Namen.

Nummer 12:
Ein Vierspänner wie unser Haus, es lag auch unserem genau gegenüber. In einer der Mittelwohnungen wohnte ein echter Bochumer, von Geburt und vom Wegzug nach dem großen Streik her. Er hatte eine Berlinerin zur Frau, die aus Heimweh nach Berlin oft krank war.
Die Nachbarn in der linken Eckwohnung, unserer Wohnung gegenüber, waren ein kinderloses Ehepaar, trotz polnischen Familiennamens "Bochumer Adel", d.h. gewerkschaftlich und parteipolitisch zu den eingefleischten Sozialisten gehörig, so daß der Hund, ebenso rund von Statur wie die beiden Eheleute, Heckmann hieß, wie ein christlicher Kandidat im letzten Bochumer Wahlkampf. Ich weiß nicht mehr, ob es sich um das Kommunalparlament oder um eine "höhere" Wahl gehandelt hat. Jedenfalls sagten beide jedem, wenn nach dem Hundenamen gefragt wurde: "Ja! Heckmann!" - um zu beweisen, daß der Nichtsozialist ein "Hund" war.

Nummer 14:
Hier wohnte der "Bürgermeister" - Spitzname natürlich. Von ihm berichte ich an anderer Stelle.
Drei Zweispänner waren ineinander gebaut, d.h. durch die dazwischengezogenen Stall- und Toilettengebäude miteinander verbunden: 14, 16 und 18. Im Hause 16 wohnten "über Kreuz" miteinander verheiratete Bruder und Schwester, d.h. also, daß Geschwister Geschwister geheiratet hatten.

Nummer 18:
beherbergte in der einen Hälfte eine "uralten" Invaliden, der alles aufsammelte, was er finden konnte. Dementsprechend sahen seine Wohnung und sein Hof aus: Bretter, Nägel, Äste - nach einem Sturm, denn auf unserer Straße standen in einigen Vorgärten noch die Bäume. Daneben wohnte eine schlesische Familie. Der Mann war kriegs- und arbeitsinvalide, hatte also offenbar früh eine erträgliche Rente und kümmerte sich um Kameraden, d.h. er war aktiv in der Krieger- und Arbeiterorganisation und als solcher oft mit Aktentasche unterwegs. Er hatte zwei Söhne. Als ich 1948 wieder einmal auf der Straße auftauchte - nachdem meine Eltern fortgezogen waren, wohnte mein Bruder mit seiner Familie dort - hatte die Mutter für mich nur den Ausruf: "Ja, Ihr beide lebt!" Sie hatte im Krieg beide Söhne verloren. Der jüngere war als U-Boot-Mann nicht zurückgekehrt, obwohl die Nachbarn - über Feindsender!! - mit Sicherheit gehört hatten, daß er seine Angehörigen und Freunde hatte grüßen lassen. Vielleicht hatte die

Mutter ernsthaft an das Gerede geglaubt? Oder aber der Name war wirklich in einer solchen Meldung gefallen, und der war nicht gerade selten.

Nummer 20:
In der Giebelwohnung wohnte ein sektierender ostpreußischer Zechenschmied mit seiner Familie. Jeden Sonntag war Hausgottesdienst, Ostpreußischer Gebetsverein "innerhalb der evangelischen Landeskirche Preußens." Plötzlich war die älteste Tochter uneheliche Mutter eines Zwillingspärchens. So fromm waren die... Und die Nachbarn wußten, daß sich nun gleich fünf Väter vom Kirchenchor gemeldet hätten, um sie zu heiraten. Dabei war sie eine ziemlich vierschrötige, eben ostpreußische Gestalt, der man die Verehrer längst nicht so zugetraut hätte wie der jüngeren, grazileren Tochter, die mit mir in eine Volksschulklasse ging.
Von den anderen drei Familien dieses Hauses weiß ich nichts mehr.

Nummer 22:
Der Bewohner der rechten Haushälfte wurde mit meinem Vater 1916 "eingezogen". Beide Männer lagen auch längere Zeit zusammen, was auch den Kontakt der Frauen stärkte. Die Frau war meiner Mutter "in Handarbeiten weit über", was ebensoviel Neid wie Hilfsbereitschaft bei komplizierten Handarbeiten auslöste.

Nummer 24 und 26:
Dann kamen die beiden letzten Häuser, dem offenen Zechenplatz gegenüber. In der ersten Wohnung erinnere ich mich an zwei Dinge: Ein nettes Mädchen, um das sich die jungen Männer heftig stritten, und der Vater als Nazi verschrien, offenbar also schon früh zur NSDAP gehörig.
Zunächst im entgegengesetzten Flügel, dann ein Haus weiter, wohnte die Familie des Schmiedes, der beim Begehen einer frisch gezogenen Mauer auf der Kokerei abstürzte und tot war. Sein Sohn war Klassenkamerad von mir und hatte fast mit mir Geburtstag. Dort mußte jeder, der ins Haus wollte - vor allem, als die Familie ein Haus weiter gezogen war - die Holzschuhe und Schuhe vor dem Haus auf der Matte ausziehen und Pantoffeln anziehen, ehe er ins Haus gelassen wurde. Im Haus herrschte peinliche Sauberkeit und etwas anderes: Die Möbel wurden fortwährend umgestellt. Die (besonders eingebildete) Tochter hatte das Pech, daß sie von der Trauung zur Entbindung ins Krankenhaus mußte.

Ein Haus weiter ernährte sich die "rote Hexe", so wurde damals erzählt, von ihren unehelichen Kindern.
So weit reichten persönliche Kontakte nicht mehr, so daß ich nicht mehr sichere Erinnerungen an diese Bewohner in unserer Straße habe, die am Rande des Zechenbusches nur noch ein weiteres Haus hatten.

UNSER WOHNHAUS

Nach dem Bau der Kokerei der Zeche Scholven wechselte mein Vater von Bochum zu der neuen Kokerei. In Bochum war er u.a. lange Jahre im Auftrag einer Firma bei der Umpolung der Zeche im Raum Süd-Bochum - Dannenbaum, Friedlicher Nachbar, Fröhliche Morgensonne - von Dampf auf Strom tätig gewesen. In Scholven leitete er die Elektrowerkstatt, ohne Meistertitel, weil er ursprünglich Schlosser gelernt hatte. Nachdem er einige Monate in einem großen Logishaus (für Ledige und Lediggehende) gewohnt hatte, war er froh, die rechte Vierzimmer-Giebelwohnung des Hauses Heidestraße 15 für seine Familie zu bekommen. Wir zogen am 1. September 1913 um. Abgesehen davon, daß in Bochum, Regierungsbezirk Arnsberg, die großen Ferien gerade vorbei waren und sie in Buer-Scholven, Regierungsbezirk Münster, gerade begannen, vergesse ich den Tag nicht: Zwischen unseren Möbeln wieselte ein merkwürdiges Tier umher. "Was ist das für ein Hund?" fragte ich. Der Hund war ein - Ferkel! Ein Ferkel kannte ich als "Großstädter" nicht, und das ist mir lange vorgehalten worden. Noch zwanzig Jahre später entsann man sich daran: Als unsere Schule ihr 25jähriges Bestehen feierte und ich anstelle des damaligen Hitlerjugendführers Gustav Adolf L., der auch aus unserer Kolonie stammte und plötzlich verhindert war, die Dankrede der Ehemaligen an die Schule und ihre Lehrer halten sollte, wunderte sich eine Nachbarin, daß der reden durfte, wo der doch nicht einmal ein Ferkel gekannt hatte!
Unser Wohnhaus lag etwa in der Mitte der Heidestraße, die seitlich zur Zechenbahn zum Eingang der Kokerei und des der Kokerei gegenüber liegenden Zechenbusches, mit Eichen und Buchen, zur Kohlenkippe führte, zu dem also, was man heute Landabsatz nennt: Aus einem turmähnlichen Aufbau, in dem die Geleise mündeten, wurde Kohle in die darunter vor einer Schütte haltenden Kohlenfuhrwerke geschüttet, was viel Gepolter und Staub verursachte.

Wir profitierten davon, daß die Pferdefuhrwerke unsere Straße hinauf- und hinabfuhren, weil wir die Pferdeäpfel für den Garten auflesen konnten. Ich erinnere mich, daß ich - nach 1918 - einmal gegen die Schuldisziplin verstoßen hatte, weil ich bei einer längeren Ausfahrt mit der vom Vater mühsam zusammengebastelten Mistkarre aus ausrangierten Kinderwagenrädern beim Aufsammeln von "Piädskötteln" die Schülermütze aufbehalten hatte. Wahrscheinlich war die bunte Pennälermütze damals die einzige Kopfbedeckung, die ich hatte.

Hinter unserem Haus, am Ende des Gartens, in dem ein Vogelkirschenbaum von etwa zehn Meter Höhe stand, trennte eine Hecke uns von "Dudelsacks Kotten", dem Bauernhof, auf dem die Zeche Scholven abgeteuft worden war. Später erfuhr ich, u.a. durch Veröffentlichungen von Dr. Heinrich Potthoff, daß der Name Dudelsacks Kotten offenbar davon herrühre, daß hier einmal Musikanten in den Hof gekommen waren, ob durch Einheirat oder Kauf, war ungewiß. Mein Jugendfreund Willi A. hat mich 1974 daran erinnert, daß sein Vater von diesem Hof stammt und daß 400 Jahre Familiengeschichte nachgewiesen seien.

Die der Heidestraße parallel laufende "Beamtenstraße" auf der anderen Seite der Zechenbahn hieß Dudelsackstraße. Das aber war den Beamten nicht fein genug, so daß der Straßenname in Herbertstraße, später nach einem erschossenen Hitlerjungen in Herbert-Norkus-Straße und nach 1945 in Schwedenstraße umgenannt wurde, weil an ihrer Ecke das Lokal lag, von dem aus die Schwedenspeise an die Bevölkerung abgegeben wurde.

Neben uns wohnte der Frührentner Z., der angeblich als T. in den Krieg gegangen war und dessen neuer Name der Schreibfehler eines Schreibstubenhengstes war. Die Leute wußten, daß Z. vorne am Gartentor immer stark "zitterte" als Folge einer Verschüttung, die ihm die Rente eingebracht hatte, während er bei Gartenarbeiten hinter dem Haus zu zittern vergaß. Die Familie hatte drei Kinder.

Später wohnte in dieser Wohnung der oberschlesische Bergmann G., der trotz eines Buckels ein ebenso fleißiger Bergmann wie treusorgender Familienvater war. Die Familie hatte drei Kinder; einer der Söhne wurde erst ein ziemlich bekannter Langstreckenläufer, dann Vormann im Arbeitsdienst (als gelernter Maurer) und - zum Entsetzen meiner jüngsten Schwester - im 2. Weltkrieg weit eher Unteroffizier als ich. Einmal bat der Bucklige eine Nachbarsfrau, mit der er in polnischer Sprache ins Geschimpfe gekommen war: "Mensch, Matka, schimpf deutsch, damit die andern auch was davon haben!"

In der zweiten Mittelwohnung wohnte die Familie T., die aus Heeßen bei Hamm stammte und stolz darauf war, zu den "echten Westfalen" zu gehören, weshalb man sie auch oft platt sprechen hörte. Der jüngere Sohn ging zum Konservatorium, verschwand aber später aus unserem Gesichtskreis. Er war Musiker in einer Kapelle an Bord eines "Musikdampfers", also eines Passagierschiffes, geworden. Der ältere Sohn war im Labor und in der Verwaltung der Kokerei beschäftigt. Dort erfuhr er, daß mein Vater im Februar 1916, als er zum Begräbnis seiner Mutter nach Hermsdorf im Waldenburgischen in Niederschlesien fuhr, das nur mit Vorschuß schaffen konnte. Seine Mutter erzählte das zur Erbitterung meiner Eltern in der Nachbarschaft herum...
In der anderen Giebelwohnung, in der es nachts einmal brannte, ohne daß wir vom Lärm des Feuerwehreinsatzes wach geworden wären, wohnte ein "Zigeuner", der sich seiner Lockenpracht wegen diesen Spitznamen gefallen lassen mußte und der nach dem On-dit der Frauen nicht nur die ihm angetraute Frau liebte.

W I R S E L B S T

MEIN VATER

Mein Vater, 1880 in Hermsdorf bei Waldenburg in Niederschlesien geboren, war schon mit fünf Jahren Halbwaise. Seine Mutter verdiente sich durch Waschen auch das Schulgeld für die von der Evangelisch-altlutherischen Gemeinde selbst finanzierte Schule.
Später mußte mein Vater allmorgentlich vor dem Unterricht die Schuhe der Pastoren- und Küsterfamilie putzen, um seine Mutter von der Schulgeldpflicht abzulösen.
Trotz der Warnung seiner drei älteren Brüder erlernte Vater das Schlosserhandwerk in Neuweißstein bei einem Meister, der "unmöglich" war. Morgens um vier Uhr begann der Tag. Ein Beispiel: Hier lernte mein Vater besonders schnell zu essen. Der Grund: "Wenn der Meister den Löffel in die Suppe steckte, durften wir anfangen. Wenn er aufhörte, mußten wir den Löffel hinlegen. Um satt zu werden, lernt man dann schon, schnell zu essen," erklärte er.

Mein Vater hatte als Jüngster nicht zu dienen brauchen. Die Schande, nicht gedient zu haben, ließ ihn auf die Walz gehen. Um die Jahrhundertwende war er bei Henschel in Kassel, wo er Kolben für Lokomotiven feilte, deren Fabrikationsnummern er so genau wußte, daß er uns später, als wir hier und da von Gladbeck-Ost über Wanne-Eickel nach Bochum in den Gottesdienst fuhren, diese Lokomotiven zeigen konnte.
Unterkunft fand Vater bei seinem kinderreichen Onkel in Bochum-Laerheide, der offenbar mehr "linksanwaltete", also Rechtshilfen gab, als "ernsthaft arbeitete". Auch war er Lektor in der Altlutherischen Gemeinde Bochum, d.h. er las im Verhinderungsfalle für den Pastor die Predigt, ohne darauf zu verzichten, auf dem sechs Kilometer weiten Weg von seiner Wohnung zur Kirche hier und da in der Kneipe einen Schnaps zu trinken. Das ist erwähnenswert, weil dieser Onkel fast die Ursache gewesen wäre, daß meine Mutter meinen Vater nicht hätte heiraten dürfen.
Über meines Vaters Arbeit in Bochum ist schon berichtet worden. Er war immer mehr "Kunst- und Gemüseschlosser" als Elektriker. Auf Spaziergängen zeigte er mir allerlei Schlosserkunstarbeiten an Blumenständern, Hausleuchten mit Auslegern, die er an Wohnhäusern von "Beamten" gemacht hatte, um das Wohlwollen der Beamten für die Firma zu erringen, für die mein Vater vor 1913 gearbeitet hatte.
In Bochum lernte er im Kirchenchor meine Mutter kennen. Vater war begeisterter Chorsänger bis in sein hohes Alter hinein und Träger der goldenen Medaille des Deutschen Sängerbundes für 50jährige Chormitgliedschaft. Wir haben noch ein Foto, auf dem er im Kreis des Kirchenchores zu erkennen ist, der zur Konfirmation unserer Mutter gesungen hat. Wegen der Liebe zum Gesang wirkte er auch bei den Weihnachtsaufführungen der Kirchengemeinde als Mime und Sänger mit. Unsere jüngste Schwester sagte später einmal: "Papa, mit dir gehe ich nicht mehr spazieren. Du singst unterwegs immer, dann denken die Leute, du wärst besoffen." Vater pflegte nämlich unterwegs seine Chorstimme durchzusingen. Er war enttäuscht, als er bei vorgeschrittenem Alter nicht vom ersten Tenor in den zweiten Baß, sondern in den ersten Baß versetzt wurde. Die Zwischenlagen behagten ihm offenbar nicht so ganz. Entweder ganz oben oder ganz unten, das war seine Parole, wenigstens wenns ums Singen ging.
Mein Vater war bewußter Handwerker; er scheute sich nicht, das Un- oder Angelernten, besonders wenn sie über die Gewerkschaft höhere Löhne wollten, fühlen zu lassen. Er war nicht im "Alten Verband" (Bergarbeiter-Verband), sondern in der Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaft, der "gelben",

wie man sie nannte. Sein Mißtrauen gegen die Sozialisten entsprang vor allem ihrer "Gottlosigkeit"; mein Vater war tief gläubig und kirchentreu.
Vater war Leiter der Elektrowerkstatt, aber Meister konnte er des fehlenden Gesellenbriefes als Elektriker wegen nicht werden. Ausgerechnet 1923, als der Inflation wegen unsere wirtschaftliche Lage umso bedrohlicher war (wir gingen schon zu zweien auf die Höhere Schule), sollte er einen schlechter bezahlten Meisterkurs machen. Darauf mußte er verzichten, so daß ihm später ein wesentlich jüngerer echter Meister vor die Nase gesetzt wurde. Das gab seiner Berufsfreude natürlich einen Dämpfer.
Im ersten Weltkrieg verbesserte er den Abtransport des gelöschten Kokses von der Rampe. Das ihm dafür angebotene Patent lehnte er gegen eine auf Arbeits- und Lebenszeit zu gewährende Monatsprämie ab. Als er offenbar dafür auch noch das Kriegsverdienstkreuz ohne Schwerter erhielt, stand das sogar in der Zeitung. Nur, daß der Druckfehlerteufel "Moritz Grün" aus ihm gemacht hatte.
Soldat wurde mein Vater nur durch einen Schreibfehler. Bei den Musterungsterminen war er als Kokereielektriker immer zum Heimatdienst zurückgestellt worden, so daß er sich schon gar nicht mehr verabschiedete, um sich und uns die Aufregung zu ersparen. Trotzdem kam er im Mai 1916 nicht wieder; es dauerte sieben Monate, bis zum 2. Dezember, bis sich das Versehen aufgeklärt hatte, daß er irrtümlich gezogen worden war. Vater war in Düsseldorf-Großenbaum ausgebildet und nach Frankreich an die Front bei Verdun und an der Somme geschickt worden.
Auch auf der Kokerei war mein Vater immer begeistert dabei, wenn er Kunstschlosserarbeiten machen konnte, z.B. riesengroße Ausleger für die Platzbeleuchtung, die in Originalgröße mit dicken Kreidestrichen zu Hause in der Wohnküche auf den Fußboden gezeichnet und dann auf Papier in handliche Einzelstücke zerlegt wurden, nach denen er die Teile schmieden konnte.
Mein Vater weigerte sich, in die Kaue der Bergleute zu gehen, und wusch sich also in der Vorarbeiterstube. Auch trug er bei der Gartenarbeit Schlips und Kragen. Das und seine Gegnerschaft sowohl gegen die "rote Gewerkschaft" wie die Sozialdemokratische Partei trug ihm nicht wenig Spott ein, gegen den ihn nur seine Sangesbrüder in Schutz nahmen. Obwohl mein Vater, wenn er Gelegenheit hatte, "jedes Instrument" (nach dem Gehör) spielte, leistete er sich nicht einmal eine Mundharmonika. Dafür verzichtete er aber nicht auf einen Vogel im Bauer; zeitweilig hatte er auch einen Hund in der Hundehütte im Hof.

Als der zweite Weltkrieg sich seinem Ende näherte, war mein Vater nach Bombennächten und Nachtschichten so entkräftet, daß er wenige Monate vor Vollendung des 65. Lebensjahres in den Ruhestand ging. Daraufhin gab er auch seine Koloniewohnung zugunsten eines Aktiven auf.
Im Ruhestand waren Reparaturen aller Art sein Hobby, zunächst der Lebensmittelknappheit wegen ein "nahrhaftes". Manche Standuhr hat er über weite Strecken transportiert, um sie zu Hause wieder in Gang zu bringen. Die Teile von Weckern überschwemmten oft die ganze kleine Wohnung meiner Eltern, als Vater sich zur Ruhe gesetzt hatte.
Er starb 1966, im Alter von 86 Jahren, an Blasenkrebs.

MEINE MUTTER

Am 8. Juli 1887 in Cammin in Pommern geboren als Tochter eines Gärtners, des tauben Ludwig Goebel, kam sie mit ihren Geschwistern um die Jahrhundertwende über Schweicheln, Ostwestfalen, nach Bochum. Sie war die mittlere von drei Schwestern. Ihr ältester Bruder ist, nicht einmal zwanzig Jahre alt, im Süden Bochums in der Grube von einem "Sargdeckel" erschlagen worden. Ihr Vater hatte das Gehör verloren, durch eine Ohrfeige seines Onkels während des Musikunterrichts auf der Präparandie, der Lehrerbildungsanstalt. Er wurde 1911 an einem unbeschrankten Bahnübergang überfahren und starb an den Verletzungen. Von ihrer als Kammerzofe ausgebildeten Mutter lernte meine Mutter, neben ihrem Beruf als Blumenbinderin, schneidern und handarbeiten.
Als sie, nach inoffizieller Verlobung 1905, zu Weihnachten 1906 am Heiligen Abend beim Blumenbinden in Tränen ausbrach und auf Befragen des Chefs erklärte: "Ja, eigentlich wollte ich mich heute abend verloben...", wurde sie nach Hause geschickt. Sie erinnerte sich noch an die guten Trinkgelder bei Abgabe von Blumengebinden in den Häusern mit der roten Hausnummer....
Während meine Mutter auf dem Wochenmarkt die Erzeugnisse aus der elterlichen Pachtgärtnerei verkaufte, fiel meiner Großmutter oft auch noch die Betreuung der Gärtnerei zu Last, weil der taube Großvater, regen Geistes, viel zu Zeitfragen schrieb. Er hatte schriftlich Umgang mit Friedrich Naumann, dem Doktorvater des Bundespräsidenten Theodor Heuss, dem Bodenreformer Adolf Damaschke und den Gruppen, die hinter diesen Männern standen. Er schrieb sogar für ihre Zeitschriften über Bodenreform, Sozialismus

und Religion sowie eine Broschüre "50 Jahre taub". Mein Großvater führte auch einen Briefwechsel mit der blinden und taubstummen Amerikanerin Helen Keller.
Nach einer Kundgebung, zu der ihn die Luftwellen der Paukenschläger gelockt hatten, und bei der er nicht im richtigen Augenblick den Hut gelüftet hatte, kam er wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht. Hier sang er mit geschlossenen Augen, also nicht ansprechbar, das Lied: "Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Fahne." Ihm und seinem Umgang verdanke ich, daß wenigstens meine Mutter später wußte, was ein Redakteur ist, der ich 1924 nach Erreichen der Mittleren Reife werden wollte.

WIR KINDER

Geboren bin ich am 24. Juli 1907 als erster Sohn. Volksschule, Realschule. Wieso Realschule? Im Ersten Weltkrieg glaubte ein ersatzweise in der Volksschule der Kolonie in Scholven beschäftigter evangelischer Pfarrer, ich sei "zu schlau" für die Volksschule. Wahrscheinlich war ihm der Vorsprung aus dem ersten Halbjahr aufgefallen, das ich in Bochum hinter mich gebracht hatte.
Die Schule in der Kolonie war eben durch einen Anbau erweitert worden. Im Altbau fand auf dem Flur sonntags noch der evangelische Gottesdienst statt. "Ich verspreche Ihnen", hatte der Pastor gesagt, "daß Ihr Sohn eine Freistelle bekommt". Flötepiepen! Auch mit "besten Leistungen" (ganz so schlimm war es nicht, wie die heute noch vorhandenen Schulzeugnisse aussagen) hätte ich wegen des Andrangs der "Proletenkinder" nach 1918 nie eine Freistelle bekommen. Ich ging 1918 in Omas Lederschuhen zur Aufnahmeprüfung und bestand sie leicht. Nur Eltern mit mehr als vier Kindern hatten bei entsprechenden guten Leistungen Anspruch auf Freistellen. Wir waren bis 1929 nur drei, 1929 aber verdiente ich schon. Es traf also genau das ein, was mein Vater vorsorglich gesagt hatte: "Wir haben drei Kinder und können nicht nur eines zum Gymnasium schicken." Das brachte meinen Eltern viele Nöte ein - 1923, Inflation - und bei den Nachbarn den Ruf von Hungerleidern, weil wir die Buttermilch von weit gelegenen Bauernhöfen holten, am Wagen an der Straße Quark und Heringe in rauhen Mengen kauften (weil billig!) und unsere Mutter für "fremde Leute" strickte und nähte - und oft dort, wo sie am meisten hingeliefert hatte, am schwersten und nur ratenweise das Geld bekam.

Anzeige gegen uns: Die Gräns lassen den Hund hungern, weil sie selbst nichts zu essen haben! Anzeige also von lieben Nachbarn. Der Hund bellte zuviel, aber nicht vor Hunger. Trotzdem bekam der Milchbauer den Hund geschenkt, der prompt wieder bei uns auftauchte, mit der neuen Kette und einem Brett daran aus der Hundehütte des Milchbauern. Der Hund wurde "unmöglich", als er auf meine spätgeborene Schwester eifersüchtig wurde und sie umwarf, wo er sie nur erreichen konnte.
Aber nicht der Hund, ich bin ja an der Reihe!
Oberrealschule bis Ostern 1924, Mittlere Reife unter Befreiung vom Mündlichen. Volontär, Redaktion "Buersche Zeitung", mit Vertrag über beiderseitige Rechte und Pflichten. Einkommen erstes Jahr 60 Mark, zweites Jahr 72 Mark im Monat, parallel mit dem Einkommen eines Buchdruckerlehrlings im dritten und vierten Lehrjahr. Ab 1. Januar 1926 - vorzeitig - ausgebildeter Jungredakteur, nach dem 21. Geburtstag verantwortlicher Lokalredakteur in Dorsten und Marl ("Lippewacht"), 1930/31 Lokalredakteur "Kreisanzeiger Gardelegen", Altmark. Dann arbeitslos und Angehöriger des Freiwilligen Arbeitsdienstes der Anstalt Bethel in Staumühle, Bahnstation Klausheide in der Senne. Dort Leiter der Schreibstube und Mitarbeiter im "Abendgymnasium" unter Pastor Bodelschwingh und Pastor Stratenwerth. 1933 Rückkehr zur Buerschen Zeitung, politisch unzuverlässig, Berufseinschränkung, erst September 1937 "beschränkte Zulassung". 1938/39 stellvertretender Hauptschriftleiter "Haller Kreisblatt". 1940 bis 1945 Soldat, Funker im Wetterdienst, in Warnemünde, Lübeck, Kienwerder (Flugplatz Stettin), Süditalien, Nordafrika (14 Monate), Rom, Mailand, Verona, Bozen. Kriegsgefangenschaft Rimini und Montendre/Charente maritime mit Beteiligung an Lagerleitung, aber auch Bauernkommandos und Mitarbeiter an der Lagerzeitung. Entlassung Januar 1948 aus La Rochelle, wo ich noch "Lagerkommandant" wurde, nicht zuletzt wegen Mitarbeit an "Freizeitgestaltung" - Vorträge über das Ruhrgebiet schon in Rimini, später auch in Frankreich.
1948 bis 1953 "Westfälische Rundschau" Gladbeck (mit Kirchhellen-Bottrop und Dorsten) Bezirksredakteur, dann 1954 Kulturamt Herne (Großveranstaltungen und Presse) sowie Presse- und Informationsamt Marl als Pressemann mit Faible für Heimatkunde und Heimatgeschichte. Stadtrundfahrten, Diavorträge und so fort, die mich bis ins Rentnerdasein verfolgen.
Mein Bruder Walter, geboren 20. Juli 1910. Volks- und Realschüler, Elektriker, sieben Jahre arbeitslos mit Walze durch Deutschland. Heirat 1937, Vater von vier Kindern, eine Tochter lebt in Tennessee, USA. Die andere Tochter hat einen (unehelichen) Sohn von einem indischen Bergbau-Prakti-

kanten, der später "das Mädchen nie gesehen" haben wollte. Kokereielektriker und Betriebsratsmitglied nach kurzer Soldatenzeit von Mai 1939 bis Sommer 1940. Heute Rentner in Hennen/Schwerte.
Unsere Schwester Erna, geboren 12. Oktober 1914, im "besten Zimmer". Als der Vater uns das mitteilte, soll ich, wie die Familienfama glaubhaft und immer wieder versicherte, schon siebenjährig, erstaunt gefragt haben: "Weiß Mama das schon?"
Kinderlandverschickung nach dem ersten Weltkrieg zu einer Pastorenfamilie im Schaumburg-Lippeschen, von wo sie "vollkommen verlaust" wiederkam. Bruder Walter mußte die 30köpfige Mädelgruppe in Hervest-Dorsten, 1923 unbesetzt, abholen. Diätköchin, u.a. in Detmold, Bad Eilsen. Hausgehilfin in der Zeit der Arbeitslosigkeit bei einem "alten Offizier" (unerträglich) und bis 1933 hinein bei der Familie eines jüdischen Möbelhändlers, wie in der Familie! Aber der Vorgesetzte meines Vaters war der älteste Parteigenosse des Gaus Westfalen-Nord - seit 1923, Coburg - so daß die Schwester arbeitslos wurde.
Als meine Eltern 1931 Silberhochzeit feierten, waren wir alle arbeitslos, außer dem Vater.
Erna heiratete 1939 den Katholiken Hans Kowalski. Entsetzen beim Vater: Katholisch und polnisch! "Wenn du mir einen Evangelischen und mit deutschem Namen bringst, den ich genau so liebe, heirate ich den!" sagte meine Schwester unserem Vater. Hans Kowalski hatte im Zuge der Ahnenforschung später nachgewiesen, daß seine Urgroßeltern als Schmidt (polnisch Kobal= Schmied) nach Westpreußen ausgewandert waren und dort polonisiert worden waren. Schwager Hans: Ausgezeichneter Hobbymaler, Schwester interessiert und Handarbeiterin, kinderlos. Rentnerin in Büren.
Schwester Irmgard, als Nachzügler geboren am 8. Februar 1929, am kältesten Tag seit Jahrzehnten. Sie galt allgemein als meine Tochter, die die Eltern aufzogen. Ich war ja damals gut 21 Jahre alt. In jenen Tagen sind in unserer Straße ein paar Säuglinge trotz aller Vorsorge ihrer Eltern im Bett erfroren. Mich hinderte die Geburt dieser Schwester auf Vaters Drängen wahrscheinlich an einer "Studienfahrt" (mit Dableiben nach Nord- und/oder Südamerika, wo ich Verwandte und Bekannte hatte) und die Zusage einiger Zeitungen, daß ich über Landsleute draußen hätte bezahlte Berichte schreiben können.
Die bei Kriegsausbruch zehnjährige Tochter war den alternden Eltern in der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit eine bewährte Stütze, was sie wiederum zu früher Selbständigkeit erzog. Wir älteren Geschwister meinen

von ihr, daß sie am meisten Koloniekind sei. Heute ist sie mehr oder weniger stolze Mutter von sieben Kindern, deren ersten vier schon verheiratet sind.
Warum ich unsere Familie so ausführlich behandle, obwohl ich die Lebensumstände in der Bergarbeiterkolonie in zwanzig Jahren, von 1913 bis 1933, schildern sollte? Weil sich daran Tatbestände erklären lassen, die irgendwie kolonietypisch sind, bei uns selbst natürlich ebenso wie bei den Menschen, mit denen wir "zusammengestoßen" sind.
Daher noch ein persönlicher Nachtrag: Ich heiratete 1942 eine mit der Familie über Ostpreußen nach Altenessen ausgewichene Nachbarin, die 1953 plötzlich an Gehirnschlag verstarb. Ich bin nun mit einer Dittersbacherin verheiratet, mit der ich die gleiche Urgroßmutter habe, d.h. wir hatten Väter, die Vettern waren. Vater Steiger, Bruder Reviersteiger. Aus Schlesien vertrieben, vier Geschwister im Westen, der jüngste Bruder - graduierter Volkswirt nach TH-Besuch in Dresden - in Leipzig.
Unsere 1957 geborene Tochter lernte Kinderkrankenschwester in der Vestischen Kinderklinik Datteln und arbeitet jetzt im Klinikum in Essen.

UNSERE WOHNUNG

Wir hatten eine Vierzimmerwohnung im rechten Giebel eines Vierspänners, eines Hauses also mit vier Wohnungen. Während an der Vorderseite die beiden Fenster der Kinderschlafzimmer des Obergeschosses mit einem Giebel aus dem Dach hervorsprangen und die Eingänge mit einem offenen Vorflur die Straßenfront neben den Fenstern für die vier "guten Stuben" die Vorderfront auflockerten, war das Dach hinten bis über das Stallgebäude, ins Haus eingeschlossen, tief herabgezogen. Vor dem Hause gab es Vorgärten und die "Einfüllstutzen" für die Kohlen in die Keller.
Nicht nur weil unsere Mutter Gärtnerstochter und Blumenbinderin war und der Vater sich gern mit technischen Dingen beschäftigte, war unser Vorgarten - so weit ich mich erinnere, auch in den schweren Jahren im ersten Weltkrieg - Blumengarten. Mein Vater, der beim Gartenbau mehr Korrektheit darauf verwandte, die Kanten "abzuklatschen" als die Erde zu rigolen, ließ es auch bei der Gestaltung des Vorgartens an Mühe nicht fehlen. So war das Blumenbeet einmal ein schlichtes Quadrat, dann eine Raute, aber auch ein Herz und ein Beet in Form des "Eisernen Kreuzes". Zum befestig-

ten Eingangsweg hin war der Vorgarten mit kleinen Pfählen und einer dazwischenhängenden Kette abgegrenzt. Blumen: Rittersporn, Levkojen, Georginen (Dahlien), soweit ich mich erinnere. Nichts Dauerhaftes, sondern jährlich wechselnde Bilder im Vorgarten.
Seitlich der vorderen Eingangstür hatten wir Jungen eine auf einem Schuttplatz abgeworfene junge Birke eingepflanzt, die sich prächtig machte. Ich kannte unser Haus 1948, als ich aus Krieg und Gefangenschaft zurückkam, nicht wieder, weil die über die Dachrinne hinausgewachsene Birke als angeblicher Lichtschlucker abgeholzt worden war. Widerwillig hatte Vater nach 1933 zwischen die Fenster im kleinen Straßengiebel eine Tülle eingemauert, in die der Fahnenstiel eingeführt werden konnte. Manchmal mußte ja geflaggt werden...
Der Gartenraum unter dem Wohnküchenfenster bis zum Hausende war Gemüsegarten mit einem breiteren Zwischenweg. Spinat und anstelle des bei den Nachbarn üblichen Stielmus Mangold, den viele nicht kannten. Meine Mutter hatte aus der Zeit ihres Vaters noch Beziehungen zu Erfurter Samenhandlungen und bezog Samen en gros, d.h. für Verwandte und Bekannte mit, zu bevorzugten Preisen in größeren Gewichten, die wir dann - "wie früher bei uns Hause", sagte dabei meine Mutter immer, "nur daß sich damals durch diese Arbeit der Verkaufswert des Samens enorm steigerte" - an die Besteller weitergaben. Im Garten hatten wir Erbsen, für die Reiser zu holen jährlich ein Ereignis war, Buschbohnen, manchmal auch Fitzebohnen (aber die Bohnenstangen waren zu teuer), Salat, Kohl, vor allem an den Beeträndern, da wir zeitweilig ja auch Karnickel und Hühner durch den Winter bringen mußten.
Das Kartoffelland nahm den Rest des Gartens hinter dem Hause ein bis an die Hecke und den Vogelkirschenbaum, beides Reste vom alten Dudelsacks Kotten. Zwei Drittel des Kartoffellandes lagen rechts, ein Drittel links des Weges zur Sitzecke unter dem Vogelkirschenbaum, mit Tisch und Eckbank, von Vater gezimmert. Des Schattens wegen legten wir die Sitzecke dort an. Aus dem gleichen Grunde - die Äste reichten mit ihrem Schatten auch in den Nachbargarten - legten die Nachbarn dort ihren Komposthaufen an.
Wie sie überhaupt, obwohl schlesiche Landsleute meines Vaters, nicht ohne Unfreundlichkeit gegen uns waren. Ein paar Jahre lang hatten sie einen Ziegenbock, den sie - tagaus, tagein, versteht sich - "Moritz" riefen. So hießen mein Vater und ich nämlich auch!
Die ersten frischen Kartoffeln ernteten wir wie auch die ersten kleinen wohlschmeckenden Vogelkirschen am 8. Juli, dem Geburtstag meiner Mutter.

Als einmal ein verendetes Kaninchen im Garten "beigesetzt" worden war, fragte mein Bruder: "Und wann wächst hier ein neues Kaninchen?"

DIE WOHNKÜCHE

Über das Flürchen am Seiteneingang und den Eingang von vorne zwischen dem Wohnzimmer und dem Treppenhaus war die Wohnküche durch zwei Türen zu erreichen. Die Wand zwischen den Türen hatte das große Fenster, vor dessen Scheiben lange ganz schlichte Scheibengardinen an dünnen Messingstangen die halbe Fensterhöhe bedeckten. Erst später wurden die Fenster aufwendiger dekoriert und mit Seitengardinen aus der Querleiste über der Fensternische ausgestattet.
Im Flürchen vor dem Plumpsklo stand bei uns die Waschmaschine, die in den zwanziger Jahren mit dem Wassermotor ausgerüstet wurde und dann des Abflusses wegen in den Keller wanderte. Vorher hatte Mutter uns zum Schwengeldienst verpflichtet, Vater und mich. Vater war oft vor der Frühschicht dabei tätig, ich nach dem Nachtdienst auf der Redaktion. Wiederholt wurde mir dabei schlecht, offenbar auch des Waschdunstes wegen, beim Hin- und Herschleudern des Schwengels mit dem horizontal darunter liegenden Schwungholzrad, das die Wäsche in der Lauge herumwirbelte. "Du bist nur zu faul", meinte Mutter dazu, "die Arbeit paßt dir nicht." Kurz, Vater und ich schmissen für einen Wassermotor zusammen.
Eine ordentliche Hausfrau in der Kolonie mußte montags morgen so früh wie möglich ihre ebenso tadellos gewaschene wie nicht zerrissene Wäsche demonstrativ aufhängen. Wer nicht früh aufstehen wollte, wusch schon Sonntagabend, machte sich dann aber der Sabbatschändung schuldig oder brachte den Wasserhaushalt der Kolonie durcheinander. Da viele zur gleichen Zeit wuschen sonntagsabends oder montags in aller Herrgotts Frühe, sank der Wasserdruck so, daß oft der Wassermotor die Wäsche nicht schleudern konnte.
In dem anderen Flürchen standen bei den Nachbarn die Fässer mit dem weithin säuerlich riechenden Schweinefutter, ein Geruch, den ich noch heute in der Nase habe. Oder das Kappsfaß, das Faß mit eingestampftem Sauerkohl. Zur Herbstzeit kamen u.a. die Büdericher Kappesbauern mit Planwagen, die aussahen wie die Planwagen im Wilden Westen Amerikas, vollbeladen mit Weißkohlköpfen. Die Hausfrauen kauften Weißkohl zentnerweise, und dann setzte das Rennen um die Kappsschaben ein. In der

Mitte einer großen Holzschiene waren die Schabemesser eingelassen. Darüber konnte ein Fach hin- und hergeschoben werden, das den gehälfteten Kohlkopf über den Messern hin- und herbewegte und dabei schnitzelte. Dann wurden die Schnitzel in die Salzbrühe im Faß eingestampft. Lange hielt sich die Anweisung: am besten mit bloßen Füßen, das gibt dem Sauerkraut den guten Geschmack! Ob das Scherz oder Ernst war, habe ich nie erfahren können. Bei uns jedenfalls wurde Sauerkraut nur in kleinen Mengen eingestampft, bei anderen hatten die Fässer beträchtlichen Umfang. Wichtig war es, auch einen schwergewichtigen Stein zu finden, dessen Druck über einer Holzplatte für die Entwicklung des guten Sauerkrauts sorgte.

Beim Eintritt aus dem Flürchen in die Wohnküche fiel der Blick auf die Längswand, vor der neben der fünfsitzigen Holzbank auf gedrehten Füßen und geschwungenen Lehnen der Tisch stand. In den frühen Jahren war er einfach mit einer Wachstuchdecke fest überzogen, so daß nur selten eine Tischdecke aufgelegt wurde, z.B. zum Sonntagsnachmittagskaffee bei Besuch. An jeder der freien Tischkanten stand ein Stuhl. Vaters Platz war am Ofen. Er war von der Kokerei her hohe Temperaturen gewohnt. Sein erster Gang nach Heimkehr von der Kokerei war immer an die Ofentür, um nachzuschütten. Ihm war es zu Hause oft zu kalt.

Womit wir beim Herd, der Kochmaschine, wären. Das war lange Zeit ein Statussymbol, wie heute etwa das Auto. Je mehr "silberne Aufschläge" er hatte, je heller seine Platte strahlte und je dicker die silberrohrglänzende Umrandung war, desto schöner war der Herd. Redensart in der Kolonie: Die verhungern, weil die Herdplatte nicht dreckig werden darf. Mein Vater stand an den arbeitsfreien Sonntagen (nicht jeder Sonntag war arbeitsfrei) so früh auf, als ob er zur Kokerei müßte, also so kurz vor fünf Uhr. Dann nahm er sich die Ofenplatte mit Schmirgelpapier verschiedener Härten fachmännisch vor. Kunststück: Er hatte ja jahrelang bei Henschel und Sohn Lokomotivenkolben gefeilt. Dann wusch er sich ganz, wofür er sich - das habe ich nie gesehen, aber zufällig gehört - nicht immer die Wanne aus dem Keller holte.

Während meine Tante Maria, Mutters älteste Schwester, die plattdeutsch verstand, auch selbst zu sprechen versuchte, ständig Schiewen auf dem Herd hatte, also rohe Kartoffelscheiben, die durch einen Zug nach vorne auf die Ringe sofort ins Bruzeln gebracht werden konnten, gab es das bei uns nicht. Wir hatten bald einen eingebauten Wasserkessel auf der Herd-

platte, der vom abziehenden Rauch mitgeheizt wurde und ständig warmes Wasser anbot.
Daß die Kohlen manchmal mehr Steine als Kohlen hatten, mußte in Kauf genommen werden. Die Kohlen waren ja Deputat. Holz zum Anzünden gab es auch, wenn auch nicht immer in genügender Menge, so daß die Kumpel die berühmten Mutterklötzkes - das sind Abschnitte von den Stempeln - aus der Grube mitbrachten.
Auf den Höfen oder im Keller oder an beiden Stellen standen Hauklötze und auch Sägeböcke, da außer Brennholz auch Bauholz verarbeitet werden mußte, z.B. für den Bau der Kaninchenställe, Hühnerställe, Taubenschläge, Gartenmöbel.
Mein handwerklich außerordentlich geschickter Vater haßte zwei Dinge: Schuhe besohlen und Kaninchen oder Hühner schlachten. Das überließ er gern Nachbarn, denen er lieber Schlösser oder Uhren reparierte. Auch das Weißen der Wohnungswände war nicht sein Fall. Obwohl die Zeche Schönheitsreparaturen in regelmäßigen Abständen in den Wohnungen nebst Treppenhäusern vornahm, wurde die stark strapazierte Wohnküche (Herdrauch!) in eigener Regie geweißt. Die Wände waren leicht getönt oder wurden über Muster - in festes Papier gestanzte oder Ornamente in lebhaften Farben geschmückt. Tapeten gab es selbst in der guten Stube erst in den späten 20er Jahren, wenn ich mich recht erinnere. Einmal warteten wir drei Wochen, ehe im Treppenhaus die Bordkante, der Strich zwischen dem Ölsockel, den es auch in der Wohnküche gab, und dem Wandanstrich gezogen wurde. Aus rationellen Gründen machte der Anstreicher das hintereinander in allen Häusern auf je einer Straßenseite.
Da meine Mutter lieber nähte und handarbeitete als haushaltete, hing bei uns über der Bank immer ein Wandspruch, gestickt, z.B. "Eigener Herd ist Goldes wert". Um das gleich hier zu erwähnen: Über den Ehebetten im Schlafzimmer hing an der Wandschräge meinst ein farbiger Wandspruch, ebenfalls von Mutter gestickt. An einen erinnere ich mich noch; er muß also lange gehangen haben: "Beklage nie den Morgen, der Müh' und Arbeit gibt, es ist so schön zu sorgen, für Menschen, die man liebt". Wie gesagt: Große bunte Buchstaben, verschiedenfarbige Großbuchstaben und blumige Schmuckpassagen dazwischen.
Aber zurück in die Wohnküche! Über dem Herd hing das Löffelblech: eine Emaillewand, die unten sich zu einer Mulde wölbte und einen Riegel hatte, an dem die Schöpflöffel hingen, daneben an Nägeln zunächst auch die gängigsten Töpfe. Übrigens stellte Vater sich an freien Sonntagen gern selbst

an den Herd, um die schlesischen Klöße zu kochen. "Das lernst du niemals", mit diesen Worten vertrieb er Mutter, die ansonsten sonntags immer sehr eingeschnappt war, weil wir Kinder mit dem Vater spazierengingen und sie kochen mußte. Da ich die Volksschule von 1913 bis 1918 besuchte, also im ersten Weltkrieg, als wir nicht nur keine Lehrer, sondern oft (unfertige) Lehrerinnen, Pastoren und andere Hilfslehrer hatten, zudem Siege feierten, Brennesseln und Bucheckern sammeln mußten und Kälte- oder Grippeferien hatten, habe ich das, was ich in der Natur an Pflanzen und Tieren überhaupt kenne, auf den Sonntagsspaziergängen mit meinem Vater gelernt, der diese Kenntnis aus den Bergen seiner niederschlesischen Heimat mitgebracht hatte. Unterwegs suchten wir auch Maischacken, Löwenzahn für die Kaninchen. Oder Pilze, Wiesenchampignons z.B. auf Pferdeweiden, aber auch andere.

Neben dem Herd stand an der Kopfseite der Wohnküche ein hell gestrichener Geschirrschrank. Porzellan: Zwiebelmuster, wenigstens was das Kaffeegeschirr anging, weißer Grund und blaue Linien darauf. Später hatten wir auch ein mehrteiliges Service mit Goldrand.

Übrigens: Zwischen Herd und Sitzbank hing das Herdeisen, das ich heute noch habe. Vater hatte es meiner Mutter als selbstgefertigtes Geschenk zur Verlobung überreicht. Es ist eine Messingplatte, die oben in geschwungene stilisierte Weinblätter ausläuft, die auch unten die mit Haken und Ösen ausgestattete Frontplatte schmücken. In die Blattformen sind Adern eingekerbt. "Bis auf die Knöpfe, die ich billiger kaufen konnte", sagte mein Vater mir, "ist das alles Handarbeit." Daran hing die Bratpfanne, aber auch die Kehrschaufel, der Kehrbesen, das Bratenmesser und das Stocheisen sowie der Bügelbolzen, während das leere Bügeleisen auf dem Herd stand.

Während das Porzellan hinter Glasscheiben im oberen Teil des Küchenschrankes stand, waren unten Tiegel und Töpfe eingeschlossen.

Dr. Wilhelm Brepohl weiß, daß die Schlesier am längsten einen an der Vorderfront nur mit einem handtellergroßen Sieb ausgestatteten Brotschrank lange bewahrten, der später oft auf den Flur wandern mußte, aber nicht verschwand.

Zwischen dem Spülbecken in der Ecke und diesem Schrank hing der Spiegel, darunter der mit der Laubsäge selbst gezimmerte Kammkasten, während Vaters Rasiermesser oben auf dem Schrank wohl verwahrt war. Auch ich habe mich in den ersten Jahren noch mit dem vom Vater sachgemäß geschärften Rasiermesser rasiert. Als ich 1930 "in die Fremde" ging und

Angst davor hatte, ein Rasiermesser selbst nicht ordentlich pflegen zu können, ging ich zum Rasierapparat über. Ich erinnere mich noch, daß Vater sonntagsvormittags mit der Schnurrbartbinde herumlief und die Schnurrbartenden sorgsam darunter hochwirbelte.
Übrigens: Wenn Vater einen neuen Anzug erhielt (fast nur von einem Schneider, Glaubensbruder, gemacht), mußte Mutter ihm zu allererst die Kniffe aus den Hosen bügeln. Warum, das haben wir nie erfahren.
Beim Spülstein fällt mir das Messingputzen ein. Als wir heranwuchsen, wurde das auch an uns herangetragen. Die Türklinken und der Wasserhahn mußten blitzblank geputzt werden.
Neben dem Handtuchhalter stand dann die Anrichte an der zweiten Längswand, ein schweres Stück Möbel, das wir hatten alt kaufen können, dunkler als der Geschirrschrank. An der Fensterwand stand der kleine Schrank, darüber das Regal mit den Gewürztöpfen mit Aufschrift. ("Gib mir mal die Bierflasche, wo Essig drauf steht, da ist Öl drin.") Da hing seitwärts der Tür auch der Schuhputzkasten, darüber der laubgesägte Eierschrank mit kunstvoller Tür und in der Ecke zwischen Tür (nach vorn und oben) und Fenster ein fast immer belebter Vogelbauer, mit Buchfink oder Kanarienvogel, obwohl wir manchmal auch eine Katze - unter dem Ofen - hatten und draußen neben Kaninchen, Hühnern oder einer Ziege (nicht gleichzeitig, sondern hintereinander) auch einen Hofhund an der Hundehütte.
An Bildschmuck in der Wohnküche erinnere ich mich nicht. Natürlich hatte Vater einen Henkelmann, da ihm mittags das Essen ans Tor der Kokerei gebracht werden mußte. Da gab es zwei Arten von Henkelmännern, offenbar zeitlich nacheinander. Zunächst die beiden hohen runden Töpfe mit einer Halterung, die gleichzeitig den Tragegriff hatte; dann die mehr flachen Behälter, ebenfalls in einer Halterung, aber die verschiedenen Schalen übereinander, und getragen von einem Griff, der alle flachen Töpfe mit Ösen in sich aufnahm. Wir mußten mittäglich punkt zwölf Uhr am Kokereitor sein, da Vater zwanzig Minuten Mittagspause hatte. Ich erinnere mich noch, daß er zwölf Stunden, abzüglich der Pausen zehn Stunden, von 6 bis 18 Uhr arbeitete; dann hatte er um 16 Uhr Feierabend und später um 14.15 Uhr. Über die Pausen wußten wir genau Bescheid, denn dann heulten ja die Sirenen los.

DAS ESSEN

An ein bestimmtes Weihnachtsfestessen erinnere ich mich eigentlich nicht. Klöße gehörten dazu. Vater - Schlesier! - war fest davon überzeugt, daß Mama keine richtigen Klöße gelangen; daher stellte er sich gern selbst an die Kochmaschine, um Klöße zu kochen. An Kappsrouladen erinnere ich mich, an Buttermilchsuppe mit "Klumpen" (Mehlflocken), und zum Entsetzen der Nachbarn aßen wir sie sogar ohne Zucker. "Nur aus Sparsamkeit!" sagten sie und begriffen nicht, daß uns das schmeckte und mir heute noch ein seltener Genuß ist.
Ach ja, eigene Hühner und Kaninchen kamen auf den Tisch. Aber das Schlachten! Papa war drei Tage lang nicht anzusprechen... Zur Taufe unserer Schwester Erna hatte er das Pech, sich beim Abziehen des Kaninchens das Messer in den Oberschenkel zu stoßen.
Ein Nachbarjunge machte sich als Heranwachsender beim Kopfabschlagen der Hühner den "Spaß", diese bis zum Ausbluten herumflattern zu lassen.
Stundenlang könnte ich erzählen über die Steckrübenzeit 1916/17: Steckrüben gerieben auf die nackte Herdplatte, ein Stück Steckrübe in Papier als "Schulbutterbrot", das - entgegen - jeder Mahnung an der nächsten Ecke schon verdrückt wurde! Ja, abgesehen von der rein persönlichen Einstellung, daß für mich Essen kein Genuß, sondern ein notwendiges Übel ist - leider -, fällt mir zu diesem Kapitel aus meiner Erinnerung nicht allzuviel ein. Vielleicht liegt es aber auch daran, daß damals wirklich nicht viel geboten wurde.
Als ich ins zweite Schuljahr ging, war schon Weltkrieg I, mit allen Ernährungsschwierigkeiten. Daß die Gräns "Hungerleider" waren, haben uns die Nachbarn oft genug und in aller Deutlichkeit gesagt. Auch als der Krieg zu Ende war, war Schmalhans natürlich bei uns Küchenmeister, denn wir Kinder (damals drei) gingen zur Penne. Das war für einen Kokereihandwerker mit allem, was daran hing, schon eine finanzielle Aufgabe sondergleichen.
Meine Mutter kurierte sich 30jährig, also um 1917, auf ärztliches Anraten mit Buttermilch als Mittel gegen die gefährlichen Scharlachfieber, die ihr als Erwachsenen besonders (und lebensgefährlich) zusetzten, so daß Buttermilch, die wir zum Teil direkt vom Bauernhof holten und sogar als Suppe mit Mehlklunkern ohne Zucker aßen, uns ihrer Billigkeit wegen - und weil sie so öffentlich geholt wurde - eben zu Hungerleidern abstempelte.

Hering wurde am Wagen gekauft. Wir kauften - wenn gerade Lohntag gewesen war, und die Fischhändler kamen natürlich am liebsten an den Lohntagen, wenn das Geld gerade eingetroffen war - eine Menge von Heringen. Sie wurden ausgenommen, eingelegt, gebraten und auch eingelegt, und ich meine, sie und Pellkartoffeln wären bei uns - und gar nicht ungern - viel gegessen worden.

Zur Taufe meiner Schwester, 1914, wurde eine "ganze Badewanne voller Schürzkuchen" gebacken. Dazu mußte ich in der Apotheke Hirschhornsalz kaufen, daran erinnere ich mich noch deutlich, sowohl an den Kauf wie an die Menge. Da Schürzkuchen bei uns auch später noch aufgetischt wurde, erinnere ich mich auch noch daran, wie er gemacht wurde: Teig wurde ausgewalzt, Rauten herausgeschnitten und in der Mitte eingeschnitten. Durch dieses Loch wurde eine der Längsspitzen gezogen, und dann wurde das Stück in das heiße Oel auf dem Ofen geworfen. Also offenbar die gleiche Methode wie "Kräbbelkes" später zur Karnevalszeit.

Genau erinnere ich mich auch daran, daß wir einen eisernen Topf hatten, in dem Flomen mit Zwiebeln und Äpfeln zu Schmalz gesotten wurden, und das verhältnismäßig häufig und in großer Menge. Schmalz war also unser Brotaufstrich, dazu Margarine aus dem Konsum. Marmelade wurde mindestens zum Teil selbst gekocht, mit Beeren aus dem Garten, hier und da auch mit Beeren, die wir im Walde gesucht hatten. Himbeeren waren fast immer voller Maden, erinnere ich mich. Aber wir suchten auch mühevoll Preiselbeeren und Waldbeeren. Und natürlich Pilze! Stammpilze, Hallimasch, gab es direkt hinter dem Haus in dem Waldteil, an dessen Rand die Obstbäume vom ehemaligen Dudelsackskotten noch standen. Pilzsuche war natürlich ebenso wie die Beerensuche ein Teil der sonntäglichen Spaziergänge. Mein Bruder, der ein gutes "Pilzauge" hatte, d.h. der die Pilze gut sah, aß abends erst vom Pilzgericht, wenn wir noch "lebten". Vater kannte als Schlesier "alle" Pilze, Mutter gar keine. Ihr Vater glaubte, der erste Bochumer Pilzzüchter gewesen zu sein. Jedenfalls hatte er um die Jahrhundertwende Pilze (Champignons) in eigenen Beeten oder gar unter Dach gezüchtet und an Bochumer Hotels verkauft.

Aus der Schulzeit weiß ich, daß wir nicht nur Brennesseln suchten - für die Rohstoffersparnis im ersten Weltkrieg - sondern auch Quäkerspeisung bekamen, nach dem Kriege merkwürdigerweise nur mein Bruder, ich nicht, obwohl wir am gleichen Tisch gegessen haben. Er war offenbar körperlich unterernährter als ich. Zu Vorratseinkäufen, welcher Art auch immer, meine ich, hätte es bei uns nie gereicht.

Einkellerungskartoffeln kauften die Eltern mit den Nachbarn rutenweise auf dem Acker, und sie wurden dann gemeinsam ausgemacht. Man ließ sie eine Weile trocknen und karrte sie dann heim, so daß wir von Altendorf-Ulfkotte erst im Dunkeln heimkamen, nachdem wir Kartoffelfeuerkes angelegt und Kartoffeln im Kartoffelkraut geschmort hatten, also trotz der frühabendlichen Zeit nicht hungrig nach Hause kamen.
Noch eines: Als meine Schwester 1924 zum 10. Geburtstag eine Tafel Schokolade bekam, heulte sie vor Freude. "Das ist die erste Schokolade, die ich bekomme", sagte sie dazu. Was durchaus stimmen konnte. 1914 geboren, hatte sie vielleicht in "unwissendem Alter" schon mal Schokolade bekommen, dann aber der Nachkriegs- und Inflationszeit wegen nicht mehr.

DIE GUTE STUBE

Wie sehr man damals die Vierzimmerwohnung als Reichtum ansah, dafür war auch die kalte Pracht der Wohnstube ein Beweis. Nicht so sehr, was die Pracht ihrer Ausstattung anging, als vielmehr die Zahl der Gelegenheiten, zu denen die Stube benutzt wurde: An hohen Feiertagen, zu Weihnachten, zu Neujahr, sonst nicht.
Und als meine Schwester Erna am 12. Oktober 1914 geboren wurde, da lag unsere Mutter da.
Links von der Tür stand das Vertiko, lang und schmal mit einem mehrstöckigen Aufbau, in dessen Mitte ein Spiegel war. Über dem Absatz rechts und links davon kleine Schubladen, in denen die wichtigen Papiere aufbewahrt wurden, im ersten Weltkrieg z.B. die Lebensmittelkarten. Da standen auch einige Fotos, vom toten Großvater und dem verunglückten Onkel. Die geschlossene Abteilung des Vertikos endete oben mit einer großen Schublade, darunter waren die Fächer - so meine ich mich zu erinnern - mit der guten Wäsche, d.h. Tischtüchern, Spitzenläufer usw. Meine Mutter hatte aus Freude an der Handarbeit mehrere selbstgefertigte Häkel- und Sticktischdecken.
Neben dem Vertiko stand einer der "Sonntagsstühle". Darüber hing eine Rötelzeichnung, die mein Freund Erich Lengsfeld gemalt hatte, Folkwangschüler, der nach einer Frankreichfahrt in einem der Eifelseen nach Sonnenbad offenbar unerwartet ins kalte Wasser abgerutscht und ertrunken war. Er wohnte in der Kolonie, seine Eltern waren Schlesier. Er hatte mich

und meinen Bruder gezeichnet, und beide Zeichnungen hingen mit schmalen schwarzen Rahmen einander gegenüber in der guten Stube.
In der Mitte stand eine Tisch mit geschwungenen Füßen und ovaler Platte. Tisch und Vertiko waren von Holzwürmern zerfressen, was deutlich zu sehen war und sich mit Mehl auf dem Fußboden verriet. Über dem Tisch ein Kronleuchter. Mein Vater hatte ihn mit gehämmerten, zu Kreisen gepreßten Ringen derart zusammengefügt, daß ein kleiner Stulpenring unter der Decke hing. Der große Ring wurde von der "Hippenkette", durch die auch die Leitung gezogen war, getragen. An aufwärts gebogenen Rohrstücken hingen unter kleinen Kuppeln vier Lampen, die in grüne Perlvorhänge eingeschlossen waren.. Unter diesem großen Ring hing dann noch ein kleiner, aus dem abermals eine Lampe hervorschaute, auch diese von einem grünen Perlvorhang eingerahmt. Ich glaube, daß Vater uns den Kronleuchter 1923 schenkte, als die Inflation gerade zu ende war und für größere Anschaffungen auch zu Weihnachten kein Geld da war. Das Riesending machte einen imponierenden Eindruck, wie uns damals schien. Einen Kronleuchter, den hatte noch lange nicht jede Familie!
Und die Perlen! Ich erinnere mich, daß wir sie in großen Mengen wohlfeil kaufen konnten. Warum weiß ich nicht mehr. Perlenkörbe flechten war damals eines unserer beliebtesten Hobbys, wie man heute sagen würde. Aus zwei Postkarten schnitten wir kreisrunde oder ovale Böden, deren Rand wir mit Löchern versahen. Dann wurde mit Perlen bestückter Blumendraht bogenweise durch die Löcher gezogen derart, daß oben und unten abwechselnd die Bögen standen. In der Höhe befand sich jeweils eine größere Perle, durch die der nächste Bogen geschlungen wurde. Dadurch daß wir dann mehr Perlen auf jeden Bogen spulten, erweiterte sich das unten entstehende Gebilde zum "Fuß", und oben flochten wir Reihe um Reihe Bögen auf, bis ein weit ausladender Korb entstand, über den wir dann noch einen Henkel knüpften, ebenfalls aus Perlen, die auf Blumendraht aufgezogen waren. So konnte man "Wannen" zusammenfügen oder auch "Vasen", je nachdem ob man von einem kreisrunden oder ovalen oder auch viereckigen Grund ausging. Die Geflechte waren einfarbig oder auch bunt, je nachdem welche Perlen einem zur Verfügung standen. Aus solchen Perlenvorhängen machte Vater auch die Vorhänge um die Birnen am Kronleuchter. Die Ringe waren mit Mustern gehämmert, schwarz gestrichen, ebenso die Träger aus Rohren mit einer kleinen Kuppel für die vier Birnen am großen Ring.
Hinter dem Tisch stand das Sofa. Über dem Sofa ein großes Blumenbild, das Vaters Kumpel auf der Kokerei gemalt hatte. Er war Anstreicher und

machte solche Blumenstücke offenbar in Serie gegen andere handwerkliche Leistungen. Ich erinnere mich, daß er später selbständig war, also ein Tapeten-und Farbengeschäft hatte und Anstreicheraufträge ausführte.
In der Ecke stand der außen reich verzierte Kanonenofen mit einem "silbernen" Ofenrohr darüber. Das sah ganz feierlich aus, wenn beim brennenden Weihnachtsbaum (in der gegenüberliegenden Ecke zwischen Vertiko und Fenster) der im schummerigen Dunkel stehende Kanonenofen hochrote Backen bekam. Neben dem Ofen stand die Singer-Nähmaschine, darüber hing ein kleines Bücherbord. Krach gab es, als der Onkel (Bruder meiner Mutter) plötzlich entdeckte, daß ihm ein paar knallrote Bände Schiller gehörten, d.h. sie waren aus Opas Besitz, und er nahm sie meiner Mutter, seiner Schwester, einfach ab. Vater, der wenig Zeit zum Lesen hatte, wollte sich Mutters Protest gegen diese Besitzansprüche nicht recht anschließen. Ansonsten standen hier die Bibel, eine dicke Ausgabe, ein paar Gesangbücher und allerlei Jubiläumsschriften aus dem Leben der Evangelisch-altlutherischen Kirche Preußens, auch mit Verfolgungsberichten aus der Zeit, als nach der Gründung der Landesunionskirche Gemeinden und Pastoren bestraft wurden, die sich mit dem Federstrich des Königs nicht von ihrem lutherischen Glauben abbringen lassen wollten. Ganz kurz: Die Lutheraner (Abendmahlslehre: Das ist mein Leib, das ist mein Blut) und Calvinisten (Abendmahl ist nur Erinnerungsmahl) konnten nicht nebeneinander, wie es die vom König geschaffene Landeskirche vorsah, zum heiligen Abendmahl gehen. Hinter der Tür ein kräftiger Kleiderrechen.
Zu Weihnachten mußte der Baum so groß sein, daß er vom Boden fast bis unter die Decke reichte. Warum? Neben anderen traditionellen Stücken im Schmuck am Weihnachtsbaum, deren jährliches Wiedererscheinen eifersüchtig und spannungsvoll erwartet wurde, hatte Mama von ihren Eltern einen großen Drehstern geerbt, der auf der mindestens daumendicken Spitze des Weihnachtsbaumes so angebracht werden mußte, daß er sich unter dem warmen Hauch der Lichter drehte. Der Stern hatte einen halben Meter Durchmesser, endete - meine ich - in 16 Spitzen, an denen kleine Engel hingen. Ein phantastisch schönes Schattenspiel an der Decke, wenn der Stern sich drehte! Wenn er sich drehte... Das gab immer Schwierigkeiten: Entweder hing der Stern schief oder sonst irgendetwas hinderte ihn daran, sich zu drehen, so daß Papa, wenn er nicht am Heiligen Abend wegen dringender Reparaturen zur Kokerei gerufen wurde, allerlei handwerkliche Mühe und Geschick aufwenden mußte, um den Weihnachtsstern in Gang zu halten.
Weihnachtsgeschenke: Meist praktischer Art, Strümpfe, Hemden, Feder-

kästen für die Schule und so. Ja, wir hatten auch ein Schaukelpferd, das wir einmal zunftgerecht geschlachtet, d.h. entledert haben.
Natürlich war die gute Stube später auch der Ort für das erste Tete-a-tete, wenn die Eltern nicht zu Hause waren. Mein Freund erzählte mir davon, welche Rangfolge die Liebespaare in der Familie seiner Braut hatten. Das jüngste Paar stand draußen am Gartentor. Das nächste durfte auf der Holzbank unter Heckenrosenranken vor dem Hause und seitwärts am Eingang sitzen; das nächste im Haus auf dem Treppenabsatz neben der Tür. Die nächste Erhöhung war der Platz auf der Holzbank in der Küche und endlich auch das Sofa in der guten Stube. Mein Freund hatte diesen mühevollen Weg hinter sich gebracht - seine Frau war eines von sechs Kindern, Jungen und Mädchen eines früh verstorbenen schlesischen Silikosekranken, dessen Hobby in den letzten Lebensmonaten es war, riesengroße Federzeichnungen zu stricheln. So erinnere ich mich daran, daß er den Dittersbacher Viadukt gezeichnet hatte, eine Eisenbahnbrücke in Dittersbach in Niederschlesien, wo er geboren war. Meines Freundes Frau war eines der wenigen Koloniemädchen, das zur Penne ging, woher ich sie kannte. Sie erzählte mir einmal, daß die "Leute gegenüber" verrückt geworden wären. Die Schwiegermutter hatte ein "großes Los" gewonnen und neue Möbel geschenkt. Nur, die durften nicht benutzt werden, so daß die Familie mit Kindern in den geweißten Keller zog, wo die alten Möbel aufgestellt worden waren. Die durch das Los gewonnenen und früh vererbten neuen Möbel standen als "Möbelschau" in den oberen Zimmern! Damals war ich schon bei der Zeitung, schrieb darüber und erreichte, daß sich das Jugendamt um die "in den Keller verbannten Kinder" kümmerte - was Familienkrach über die Straße zur Folge hatte, weil die Verbindung der Familie "zu einem Mann von der Zeitung" offenbar allgemein bekannt war.
Vorige Woche (d.i. im April 1980) wurde ich urplötzlich aufgefordert, eine Stadtrundfahrt mit einer englischen Bergarbeitergewerkschaftsgruppe zu begleiten. Vom Rathaus mit Empfang beim Bürgermeister ging es auf Fahrt. Aber - eine Stadtrundfahrt wurde es nicht, obwohl oder weil hinter mir jeder eine andere Fahrtroute "befahl..." Für mich - und wie ich denke, für die Engländer auch - war auf jeden Fall aufschlußreich, daß während der Stadtrundfahrt Gelegenheit gegeben wurde, in drei Wohnungen von arrivierten Bergleuten hineinzuschauen. Eindruck aus allen drei Wohnungen: Der viel geschmähte Gelsenkirchener Barock lebt und breitet sich aus, buchstäblich. Was in diesen drei Wohnungen als bergmannstypisch, kolonietypisch, für die natürlich entzückten Gäste aus England ausgebreitet

wurde (darunter drei Ehefrauen), war einfach umwerfend. Auftrieb zum Bürgerlichen mit falsch verstandener Sucht nach Eleganz? Trotz der Häufung in dieser Besichtigungsstunde drei fast gleiche Wohnungen, was Umfang und Ausstattung angeht, ich weiß nicht! Ein nicht bewältigtes Nebeneinander von guten Dingen, mit Geschmack ausgewählt, und Kitsch (en gros), daß eigentlich nur angenommen werden kann: Tradition und Reklame können bei schwachem Abwehrwillen und falsch verstandenem Standesbewußtsein solche Ergebnisse haben...

DIE TAPETEN

Obwohl in fast allen Kapiteln, nach denen ich meine Gesprächspartner gefragt hatte, das ernsthafte Bemühen zu spüren war, die "Erbärmlichkeit" der Jugendtage, die Armut der Eltern nicht allzu bloßzustellen, ist das merkwürdigerweise beim Kapitel Tapeten am deutlichsten in Erscheinung getreten. Als z.B. eine Frau spontan berichtete: "1936, als ich selbst heiratete, wurde in unseren Wohnungen erstmals die Wohnküche mit Tapeten ausgeklebt", erwiderte eine andere Frau mit hörbarem Ton der Überheblichkeit sehr eindringlich: "Ach, bei uns - wir haben sowas alles selbst gemacht - gab es schon 1926 Tapeten."
Aus eigener Erfahrung weiß ich zu diesem Kapitel, daß sowohl die Wohnküche wie die gute Stube, aber auch das Treppenhaus und die Wände in den Schlafzimmern in früher Jugend einfach gekälkt waren, wenn auch nicht weiß, sondern leicht getönt. Natürlich machten die Eltern das selbst, zumal der Anstreicher der Kokerei half, dem mein Vater elektrische Arbeiten in seiner Wohnung machte. Bestätigen möchte ich auch das, was eine Frau sagte: "Wir tauchten einen neuen Schrubblappen in Farbe und rollten mit ihm Muster auf die Grundfläche. Später wurden für diese Musterung Schablonen genommen, die auf die grundierte Fläche aufgelegt und mit kräftigeren Farben als dem Grundton auf die Wand Muster malen ließen."
Ob es damit zusammenhing, daß die Wohnungsverwaltung der Zeche einige Schönheitsreparaturen in der Wohnung, offenbar auch Anstriche an Türen, Treppen, Treppengeländern und Wänden ausführen ließ, weiß ich nicht mehr genau. Auf jeden Fall erinnere ich mich an die helle Empörung darüber, daß auf der ganzen Straßenseite, auf der wir wohnten, von Ostern bis Pfingsten, also über sieben Wochen, keine "Ordnung ins Haus" gebracht werden konnte, weil die mit der Instandsetzung der Wohnungen be-

schäftigten Arbeiter "erst ihre Farbpötte leer machen mußten ehe sie neue Farbe" ansetzten.

DAS SCHLAFZIMMER MEINER ELTERN

In zwei Absätzen führte die Treppe nach oben zum Schlafzimmer der Eltern (geradeaus) und der Kinder (an der Seite).
Neben dem dunklen Doppelbett der Eltern nebst Konsolen gab es eine Kommode mit der dickwandigen Porzellankanne in einer riesigen Schüssel, obwohl sich bei uns niemand im Schlafzimmer wusch. Doch in Fällen von Krankheit wurde dieses Waschgeschirr gebraucht.
Über dem Bett an der schrägen Wand der große Spruch, von Mutter gestickt.
Dann stand im Schlafzimmer noch der breite, zweitürige Kleiderschrank, und in der Ecke zwischen Tür und Fenster ein nach vorn abgerundetes Holzdreieck mit Vorhang, unter dem auch Kleidung abgehängt wurde.

DAS JUNGENSCHLAFZIMMER

Vorne hatten wir beiden Jungen unser Schlafzimmer. Links stand mein eisernes Bett, rechts das meines Bruders. Über meinem Kopfende war die Decke bis zum Fenster schräg. Dann hatten wir ein Bücherregal für unsere Schulsachen, selbstgezimmert, d.h. von Nachbarn geschenkt bekommen, die "das" nicht mehr brauchten, sich also ein geschreinertes Regal leisten konnten. Dort standen Bücher und Spiele, Halma, Dame, später auch Schach.
Die wenigen Monate, die das Wetter es erlaubte, machten wir hier unsere Schulsachen.
Das zweite Bücherregal stand in unserem Jungenzimmer. Ich weiß noch, daß wir dieses Regal von Mitbewohnern unseres Hauses hatten, die es geerbt hatten. Es war selbst gebastelt. Die einfachen Tragebretter - hinten war alles offen - ruhten auf Säulen, die aus großen Zwirnrollen zusammengefügt waren, in deren erweiterte Mittelöffnungen ein Stock gezwängt worden war. Das alles war hellfarben gelackt, so daß wir Jungen auf das Regal sehr stolz waren, zumal es uns half, Ordnung in unseren Schulbüchern zu halten.

Außer unseren beiden Betten und dem Wäschekorb sowie dem Reisekorb und einer Garderobe, an der wir unsere Kleider aufhängen konnten, enthielt die Stube unseren Tisch, an dem wir die Schulsachen machten und auf dem eine Zeitlang ein Aquarium mit Warmwasserfischen stand, das mein Vater selbst gezimmert hatte, als Weihnachtsgeschenk, nachdem ich mit Kugelaquarien angefangen hatte - Glaskugeln und Halbkugeln, die Schutzgläser für freihängende Glühbirnen waren, unten mit einem Holzstopfen wasserdicht gemacht waren und natürlich von der Zeche organisiert ... Als ich das immerhin ein paar Eimer Wasser fassende Aquarium einmal beim Saubermachen mit der unteren Glasscheibe auf den Tintentopf stellte, der von der Schularbeit auf dem Tisch stehen geblieben war, lief das Aquarium aus. Damit war die Zeit meiner Haltung von Warmwasserfischen vorbei; in der Nachbarschaft wurden sie übrigens in großer Menge gezüchtet, und bei einer Familie so ausgedehnt, daß dort ein ganzes Zimmer mit Aquarien gefüllt war.

DER BODENRAUM

Der Taubenschlag mußte natürlich auf dem Trockenboden gebaut werden. In ein Holzlattengerüst spannte ich Drähte, wobei mein Vater ein wenig half. Aber die Tauben blieben nicht, obwohl ich als erste "selbständige Installation" eine Klingelleitung vom Schlagbrett in mein Zimmer gelegt hatte.

Der Trockenboden war immer sehr rußig, d.h. er mußte vorm Aufhängen jeder Wäsche gründlich gefegt werden. Manchmal legten wir dort auch geerntete Zwiebeln zum Trocknen aus.

1918 kam aus Zcabikowo bei Posen Mutters jüngste Schwester mit Mann und drei Kindern als Vertriebene zu uns, die "für ein paar Tage", woraus Wochen wurden, bei uns hausten und Schlafstellen "auf dem Balken" bekamen.

DER KELLER

Im Keller wurden Holz und Kohle gelagert, dazu die Kartoffeln in einer großen Kiste. Später stand dort auch die große Zinkbadewanne und die Waschmaschine mit dem Wassermotor. Papa hämmerte ein Regal für das Ein-

gemachte. Zum Anheizen des Badewassers hatten wir später dann auch einen Heizkessel.
Der Hauklotz zum Holzzerkleinern war da, Beil und Axt, auch eine Säge und ein Fuchsschwanz, wie Vater auch einiges großformatige Handwerkszeug im Keller an der Wand aufbewahrte, an eingeschlagenen Nägeln oder in Holzrahmen.
Darunter eine Lötlampe, deren Gefauche uns in jungen Jahren sehr beeindruckte. Wer eine solche Lötlampe hatte fauchen und feuerspucken sehen und hören können, der konnte schon an die furchtbaren Drachen der Märchen glauben.
Zu den Kartoffeln kamen Kohlrabi, Weißkohlköpfe, aber auch die Dahlienknollen für die Vorgartenblumen.
Der Keller war so niedrig, daß ich schon als Jugendlicher so bei 1,80 Meter mit meinen Haaren die Kellerdecke abfegte.
Ach so, natürlich lagen im Keller auch die "ollen Klamotten", Kleider, die bei schmutzigen Arbeiten übergezogen wurden.

DER STALL

Unter dem hinten weit herabgezogenen Dach lagen die Stallräume, die - auch bei uns - meist durch den Hühnerstall im Freien ergänzt wurden. Obwohl wir längst nicht immer Hühner hatten, überspannte natürlich die "Feckel", der Übergang vom Hühnerstall in den abgeschlagenen Dachraum über dem Stall, den Hofraum, unter dem die Hundehütte stand, solange wir einen Hund hatten. Unsere Hühner mußten auch vorlieb nehmen mit dem Raum, den sonst Kaninchen einnahmen, denn Papa hatte die Käfige so angebracht, daß sie an der Hinterwand des Stalles aufgeteilt werden konnten für die Kaninchenboxen oder aber zu einem Raum aufgelassen werden konnten für die Hühner. Dann wurden die Zwischenbretter von der Seitenablage heruntergenommen und im Schweinekoben darunter aufgestellt. Wir hielten zwar einmal darin eine Ziege, niemals aber ein Schwein. Im Stall stand auch unsere mit einer schwer eichenen Kiste ausgestattete Karre auf vier schweren Rädern. Ich glaube fast, auch sie und die schwer lenkbare Ziehstange daran, an der die Vorderräder beweglich angebracht waren, waren Selbstfabrikat. Außer zum Heranholen der Erbsenreiser und der Pferdeäpfel brauchten wir die Karre auch im Herbst, wenn wir die rutenweise zum Selbstausmachen angebotenen Kartoffeln auf den Feldern

ausmachten. Selbst ausgemachte Kartoffeln waren billiger und mußten, wenn auch nicht immer, selbst herangekarrt werden.
Frische Kartoffeln aus dem eigenen Kartoffelfeuer aus verbranntem getrockneten Kartoffellaub waren eine Delikatesse.

BRIEFTAUBEN

Wie so viele unsterbliche Geschichten aus den Kolonien ist natürlich auch die Geschichte übertrieben, nach der in jeder Kolonie ein paar Brieftaubenzüchter nichts anderes machten als Tauben zu verkaufen, von denen sie erwarteten, daß sie in einigen Tagen mit Sicherheit wieder auf ihrem Schlag waren. Wobei dann noch einige Brieftaubenhalter zusammenarbeiteten: D.h. der Jupp verkaufte die Tauben vom Karl, vom Franz und vom August (und umgekehrt natürlich). Und wenn die bei Jupp gekaufte Taube dem Käufer "weggeflogen" war und er sie natürlich auf Jupps Taubenschlag "suchen" durfte, dann war die Taube bei Karl, wo sie hingehörte und wo der angeschmierte Käufer sie nicht suchte, weil er ja nichts anderes wußte, als daß die Taube Jupp gehörte, der sie ihm verkauft hatte...
Ich jedenfalls weiß, daß ich meine Versuche, Brieftauben "zum Halten" zu bringen, d.h. also sie daran zu gewöhnen, daß sie in meinen Schlag "einfielen", wenn ich sie wochenlang festgehalten hatte, nie geglückt sind, ebenso wenig wie eben der Versuch, sie - die Tauben - dann von dem Schlag zurückzuholen, in dem sie mir verkauft worden waren.

SCHWEINESCHLACHTEN

Das Schweineschlachten in den Monaten mit "r" war in der Kolonie allgemein üblich. Vom Schlag auf den Kopf über Abbrühen, Ausnehmen, Schweinchen auf der Leiter und Wurstekochen fand doch alles "mit uns" statt. Das alles weiß ich, obwohl wir selbst kein Schwein hatten. Aber, wenn wir selbst keine Kaninchen oder Hühner hatten (was immer mal wieder vorkam), dann bekamen die Nachbarn die Kartoffelschalen und sonstige Abfälle für ihr Schwein oder ihre Schweine, wofür wir am Schlachttag Wurstebrühe und manchmal auch Pannhas bekamen.
Die Schweinemetzger waren oft Lipper. Ihnen sagte man besonders gute

"Hausmacherwurst" nach, und sie waren deshalb beim Wurstmachen sehr beliebt.
Alles rund um den Stall wäre unvollständig ohne die Aalkuhle, die Grube, in die sich das Plumpsklo entleerte, und daneben die Kiste für die festen Abfälle, aus dem Garten z.B.. Über der Aalkuhle war ein gußeiserner Deckel. Gewöhnlich reichte der Zeitrhythmus, in dem die Fäkalien von der Straße her über ein dickes Rohr abgepumpt wurden. Manchmal aber rann offenbar zu viel Regenwasser dorthin ab, daß die Aalkuhle überlief oder zumindest überzulaufen drohte. Dann mußte außerhalb der Aalzeit mit dem Aalschepper - einem fast eimergroßen Zinkblechgefäß an einer langen, leicht gekrümmten Stange - die Aale in den Garten getragen werden. Das geschah sonst zu bestimmten Zeiten sowieso, z.B. beim Graben bestimmter Flächen. Welche das waren, d.h. welche Kulturen besondere Aalgüsse vorher bekamen, das weiß ich heute nicht mehr - hab es wahrscheinlich auch damals nicht gewußt.
Noch eine Bemerkung zu den "Aalscheppern" - so nannte man in Bochum die Pennälermützen, über dem Kopf rund gewölbte Mützen in verschiedenen Farben für die verschiedenen Klassen. Die Mützen waren vorne abgeplattet, und auf der runden Fläche standen bei den Studenten die Initialen der Verbindung, in Bochum die Initialen der Schule.

DIE RÄUCHERKAMMER

Der hinter dem Koloniehaus liegende Teil des Gartens hatte einen Hauptweg. Am Ende dieses Hauptweges, also ganz hinten im Garten, stand eine alte Heringstonne oder ein Kasten, die "Räucherkammer". Dorthin führte unter dem Hauptweg eine Rauchrinne, tief anfangend und zur Tonne hin leicht ansteigend. Vorne wurde das Feuerchen angemacht, für das je nach Geschmack die Leute besonders ausgesuchtes und gesammeltes Holz benutzten. Ob Kiefer oder Eiche bessere Räucherung ergaben, weiß ich nicht, weil wir selbst ja nie ein Schwein gefüttert oder auch geschlachtet haben. Jedenfalls mußten, soweit ich mich erinnere, Späne oder Sägemehl dort im Garten ständig am Qualmen gehalten werden. Der Rauch zog durch den Kanal (die ganze Länge des Gartens hinauf) und strich dann durch die Tonne oder den Kasten am Ende, der mit Säcken dicht verhängt war. In der Tonne oder dem Kasten hingen die Räucherwaren: Schinken, Würste, Speckseiten, und ich weiß mit Sicherheit, daß die langen Tage, an denen

geräuchert wurde, nicht ohne Aufregung waren. Der köstliche Duft war natürlich bekannt und, ob mit oder ohne Grund, man hatte Angst, daß husch-husch: die Räucherkammer ausgeräumt würde...

BADEN IN DER KOLONIEWOHNUNG

Meine Schwester, geboren 1914, machte mich auf das Kapitel Baden in der Koloniewohnung aufmerksam, das ich dann in Gesprächen in den Seniorenkreisen vertieft habe. Dabei kam immer wieder heraus, daß selbst die ehrlichsten und sprechfreudigsten Zuhörer zögern, alles so zu schildern, wie es damals war, weil sie fürchten, ihre Eltern so "in aller Öffentlichkeit einer Armut zu beschuldigen", die heute einfach unverständlich ist.
Ja, alle acht Kinder kamen in das gleiche Badewasser, wurde mir bestätigt, wobei die beiden Mädchen, ohne Rücksicht auf die Reihenfolge nach dem Alter - also wohl aus moralischen Gründen - zuerst an der Reihe waren. Im Sommer wurde im Keller Badewasser gekocht, in die Zinkbadewanne geschüttet, und das Waschfest konnte beginnen. Im Winter mußte der im Keller fast ausrangierte alte Herd so früh angezündet werden, daß nicht nur das Badewasser warm wurde, sondern auch der Keller!
Der Vater hatte zu Hause keine Waschsorgen, da er ja "in die Kaue" ging. Von meinem Vater weiß ich, daß er nicht in die Kaue ging. Wahrscheinlich aus Scham. Jedenfalls ist er deswegen sein ganzes Berufsleben als Kokereielektriker gehänselt worden. Als Werkstattleiter hatte er eine zwar kleine, aber "eigene Bude". So konnte er sich dort wenigstens waschen. Zu Hause hielt er es so, daß er sonntags ebenso früh aufstand wie alltags (falls er überhaupt frei hatte) und sich der Körperpflege hingab.
Damals hatten die Kolonieschulen alle Schulbadebrausen für die Schulkinder, samstags und schon freitags abends kamen auch die Erwachsenen.
Ich erinnere mich, daß ich 1929/30 samstags in Dorsten bei Große-Blotekamps (Gastwirtschaft auf dem Wall) in das "öffentliche" Bad ging; da gab es also in der Gastwirtschaft ein paar Badewannen. Noch zehn Jahre später, 1938, ging ich in Halle i.W. freitags oder samstags in eine nahe Schule zum Brausebad. Der Schuhmachermeister, bei dem ich logierte, hatte zwar ein eigenes Haus mit Räumen für drei Kostgänger, aber kein Badezimmer, so daß er mit seinen Kostgängern zum Brausebad in der Schule ging.
Aus dieser Sicht wird auch das Bemühen der Rentnerkumpel in den 50er Jahren bedeutungsvoll, die die Gewerkschaft dafür kämpfen ließen, daß die

Zechenleitungen ihnen Gelegenheit zum Brausen gab. Wie oft im Monat sie dazu auf den Pütt kommen durften, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß die Frauen das gar nicht gerne sahen: Das "Kauenwasser" drang den Kumpels immer sehr "ins Gemüt!" das heißt: Sie trafen hier natürlich ihre alten Kumpel, puckelten sich nach alter Sitte gegenseitig ab ("Kumpel, buckel mich mal", war die Bitte an den unter der benachbarten Brause stehenden Kumpel, der möge ihm den Rücken abtrocknen) und landeten dann bei "Taubenvatters Jupp" oder in einer anderen Stammkneipe, so daß das Brausen oft ziemlich teuer wurde, wie die Frauen meinten...

Das Rentnerbrausen konnte bald entfallen, weil auch in den Koloniewohnungen selbst für Rentner und Invaliden Schritt um Schritt Badezimmer eingebaut wurden.

Daß die "Köttelbecken" nahe den Kolonien an heißen Sommertagen Badegelegenheiten boten - mit und ohne Badehose -, wird mir allgemein bestätigt. Von der Brinkfortsheide bei der Zeche Auguste Victoria in Marl-Hüls weiß ich aus zeitgenössischen Zeitungsberichten, daß das Nacktbaden der Kinder (beiderlei Geschlechts bitte!) ein "Skandal ist, gegen den mit aller Gewalt eingeschritten" werden müsse. Wegen der Brausebäder in den Schulen kam es immer wieder zu heftigen Elternprotesten, weil offenbar nackte Knaben und nackte Mädchen einander auf den Wegen von den Umkleideräumen in die Duschräume immer wieder begegneten.

Vom Freibad am Volkspark in Marl, das 1924 eingeweiht wurde, weiß ich, daß der Kirchturm von St. Georg erheblich ins Wackeln geriet, als der Rat der Gemeinde nach langem Ringen wöchentlich eine Stunde für "Frauenbaden", und im nächsten oder übernächsten Jahr gar für das "Familienbaden" freigab. Zeitungen spöttelten und schlugen den Marlern vor, das Freibad zu diesen Badestunden mit Leinentüchern einzuhüllen, also den Neugierigen die Einsicht in das Bad durch Leinenplanen zu verhindern... Mit Sicherheit weiß ich, daß in unserer Nachbarschaft eine Familie wohnte, die der Nacktkultur huldigte. Schon in den 20er Jahren gab es meines Wissens das Freikörperkulturgelände am Rande der Haard bei Oer-Erkenschwick. Auf unserer Straße "wußten" alle, daß in jener Familie ein "vollkommen nackter Mann" über dem Wohnzimmertisch hing, wohl als Schmuckbild. Ich habe das nie gesehen. Wenn selbst an warmen Sommertagen in der Kolonie samstags abends die Schlagläden vor den Fenstern geschlossen waren, dann wußte jeder, daß dort das große Samstagabendbaden aller Familienmitglieder im Gange war.

Bei der Gelegenheit wurde mir eindeutig bestätigt, daß z.B. Zähneputzen weithin durchaus nicht üblich war. Männer, Ende vorigen Jahrhunderts geboren, gaben unumwunden zu, daß sie erst beim Kommiß sich regelmäßig die Zähne geputzt hätten. Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen, nur, daß meine Schwester und ich, sieben Jahre auseinander, nach Zahnbürsten verlangten, als ich so mit 17 in den Beruf kam, und die kleine Schwester machte begeistert mit.
Um diese Zeit müssen wir auch, zum Entsetzen meines Bruders, der im Alter zwischen uns stand, Jahrgang 1910, bei Tisch plötzlich angefangen haben, uns im Essen mit Messer und Gabel zu üben. Ob unsere Eltern das taten, weiß ich nicht einmal. Ausdrücklich dazu angehalten haben sie uns aber offenbar nicht. So in die Intimitäten des Familienlebens einzudringen, ist immer schwer, nicht nur im familiären Gespräch, denn selbst die Geschwister wollen oft nicht mehr wahr haben, wie "erbärmlich" sie damals oft gelebt haben, nach heutigen Maßstäben natürlich!

VOM EINKAUFEN

Im Konsum, der jenseits des Scheideweges, also in Gladbeck, lag, stand bei Andrang ein Holzfach auf der Theke. Dahinein steckte man das "Konsumbuch", in dem die Wünsche eingetragen waren. Unten wurden die Bücher herausgezogen, die Waren zusammengestellt und der Wartende beauftragt, die Lieferung abzuholen und zu bezahlen.
Beliebt war auch der Einkauf am Wagen auf der Straße. Die Milchhändler kamen mit der "Töte" in jede Wohnung. "Kartoffliäää!" schrien im Herbst die Bauern und Kartoffelhändler, wenn sie ihre Knollen anboten. Gemüse- und Fischhändler gehörten ebenso wie die Klüngelskerle, die Rohproduktenhändler mit ihrer Flöte, zu den alltäglichen Erscheinungen.
Gespräch am Fischwagen: "Meister, was kost Schletsch?" "Groschen." "Und was kost Soße?" "Nix." "Na, dann gebense mich man Soße!" "Geh weg von Karre, wenns kaufs kein Fisch!"
Später, bei wachsendem Wohlstand, kamen auch die Eiswagen angeklingelt.
Natürlich erinnere ich mich noch an die Scherenschleifer, deren fußbewegter Schleifstein auf der Karre einen wahren Feuerschein von Funkenregen aus der Messer- und Scherenschneide lockte. Der Mechanismus war einfach: Eine Schubkarre war so hergerichtet, daß ein Schleifbock darauf stand. Der Kern war der Schleifstein, der über einen Riemen und ein

Trittbrett vom Scherenschleifer gedreht werden konnte, so daß Messer und Scheren darangehalten werden konnten.
Ganz früh waren die Scherenschleifer noch die gleiche Sensation im Straßenleben wie die Männer, die Ratten- und Mausefallen anboten. Sie hatten diese Instrumente in einem merkwürdigen Bündel über die Schulter geworfen. "Ratzifalli, Mausefalli!" war ein Schrei, den wir ausstießen, und ich meine, nicht wenn die Männer das Gerät anboten, sondern bei irgendeinem Spiel, an dessen Einzelheiten ich mich nicht mehr erinnere.
Vom Schwiegervater (dem Vater meiner ersten Frau), der Ostpreuße und Frühinvalide war, weiß ich, daß er zwischen den beiden Weltkriegen in Altenessen vor allem bei ostpreußischen Landsleuten mit seinem Bauchladen gute Einnahmen und Verdienst hatte - so gute, daß selbst in der Verwandtschaft gesagt wurde: Der ist gar nicht invalid, sondern verdient sein Geld müheloser mit dem Bauchladen als im Kohlberg!

SPIELE AUS UNSERER JUGEND

Pinnkenhauen:
Ein beidseitig zugespitzter, handlanger Ast wurde mit einem Knüppel aus einer Fuge zwischen Bordstein und Bürgersteigbefestigung loskatapultiert. Wurde der Pinn aufgefangen, war der Schleuderer ab, d.h. er wurde abgelöst. Sonst mußte der Pinn zurückgeworfen werden. Traf er dabei den quer über das Loch gelegten Schlagstock, so war man auch ab. Traf die Gegenpartei oder der Gegner (man konnte zu zweien oder auch zu Mannschaften spielen) den Schlagstock nicht, konnte der Pinn mit drei Schlägen hochgeschlagen und in der Luft nochmals getroffen und fortgeschlagen werden. Gezählt wurden nach dem dritten Schlag die Schritte zwischen dem Loch und der Stelle, an der der Pinn niedergefallen war. Wer die meisten so errungenen Punkte hatte, war Sieger. Ach, wie heftig wurde darum gekämpft, daß "viel zu kleine Schritte viel zu viele Punkte ergaben"... Und manchmal klirrte auch eine Scheibe, wenn der Pinn hineinschlug.

Reifenschlagen:
Holz- und Eisenreifen wurden getrieben oder auch zu allerlei Kunststückchen gebraucht, z.B. Wegwerfen und wieder Zurückschnellenlassen.

Knickerspiele:
Heiligabend gab es einen dicken Beutel bunter Lehmknicker. Ehe noch am ersten Feiertag das Weihnachtsessen aufgetragen wurde, hatte ich alle Knicker in den Spielen verloren! Nachböllern: Das war das Spiel mit eisernen oder gläsernen Böllern, dicken Kugeln. Wenn sie getroffen wurden, kostete das zwei Knicker. Wenn sich der Mitspieler mit seinem Knicker meinem Knicker "auf Spanne" genähert hatte, kostete das einen Knicker.

Pöttken:
Ein Loch wurde ausgekratzt, dann die vorher verabredete Zahl von Knickern rund um das Loch geworfen. d.h. also möglichst ins Loch. Wer mit seinem Knicker am nächsten am Loch lag, durfte anfangen zu "schnipsen", d.h. die Knicker mit schnipsendem Finger ins Loch bringen. Dabei angeschossene Knicker wurden sofort ins Loch befördert. Wer den letzten seiner Knicker ins Loch beförderte, war der Gewinner aller dort liegenden Knicker.

Spiel mit Münzen:
Ein Strich auf dem Bürgersteig, darunter ein "Kasten". Aus drei Metern Entfernung Würfe mit Geldstücken (Fünfer oder Groschen). Wer in den Kasten traf, bekam sein Geld sofort zurück. Wer ein am Kasten liegendes Geldstück traf, bekam auch dieses. Waren alle Geldstücke geworfen, mußte mit dem weitesten vom Kasten entfernt liegenden das nächst gelegene geschnipst werden - durch Aufdrücken also zu einem Sprung gebracht werden, wobei es darauf ankam, entweder andere Geldstücke zu treffen oder das eigene in den Kasten zu bringen. Das Geldstück gehörte dem, der dieses Kunststück fertiggebracht hatte.

Andere Spiele:
Daß die "gewöhnlichen" Spiele wie Räuber und Schanditz, Höhlen bauen, Indianerspiele (oft in buntesten Kostümierungen, aber aus Mutters Trödelkasten, nicht aus dem Geschäft) üblich waren, ist selbstverständlich, ebenso wie die Puppen- und Ladenspiele der Mädchen, drinnen wie draußen. Mit Sicherheit weiß ich, daß ich beim Soldatenspiel einmal Sanitäter sein mußte, was mir gar nicht so recht paßte. Ich mußte mir einen Schuhkarton mit einem roten Kreuz schmücken und für erste Hilfe sorgen.

Messerkunststücke:
Dann konnten wir natürlich viele Messerkunststücke. Das Messer auf der flachen Hand ausgestreckt und hochgeschnellt. Wenn es dann mit der Spitze zuerst in den Boden piekste und "stehen" blieb, dann war das schon was. Später bestimmten wir, wie oft sich das Messer in der Luft drehen mußte, ehe es wieder in den Boden piekste.
"Landabhacken":
Jeder kriegte einen Kasten Land, d.h. ein Quadrat wurde auf dem aschebefestigten Bürgersteig abgeschlagen. In das Land des Gegners wurde nun das Messer geworfen - es mußte "stehen". In der Richtung, in der es stand, wurde dann der Landgewinn abgeschnitten. Dabei kam es dann zu überraschenden Überschneidungen: "Bis hierher ist dein Land, dann kommt mein Land, und auf der anderen Seite geht dein Land weiter!" Wer "Weitergang" nicht markierte, war ab, mußte aufhören und warten, bis seine Mitspieler "durch" waren.

Sonstige Spiele:
Dann die Fülle der Hinkelkastenspiele für Jungen und Mädchen: Einbeinig, zweibeinig, mit und ohne Stein, Himmel und Hölle, Aufnehmen und Abwerfen des Steins auch wieder im Hinkelhaus, und zwar immer auf einem Bein, drehen in der Luft. Wer auf die Linie trat, war "aus". Abzählreime wurden oft, aus aktuellem Anlaß, selbst gedichtet für das Versteckspielen. Leider weiß ich keinen mehr, oder im Augenblick keinen mehr.
Daß Fußball nach 1918, vor allem mit den aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückkommenden Soldaten "in" war, ist klar. Wir hatten sogar einen Fußballspieler mit "japanischen Fußballschuhen", an denen der dicke Zeh in die Schuhkappe eingeschnitten war.
Und Schlagballspiel nicht nur in der Schule, sondern als Meisterschaftsspiel! Von einem Fußballspieler weiß ich, daß er ein paar Mal während des Spiels sich an einem eigens für ihn abgesteckten Reck "ausschwang", um wieder fit zu sein. "Fit", das Wort kannten wir damals noch nicht.
Nahe dem Sportplatz lief die Zechenbahn vorbei. Einer der Zechenlokomotivführer war ein so begeisterter Fußballfreund, daß er bei der Sonntagsschicht seine Lokomotive oberhalb des Fußballplatzes halten ließ und jedes Tor mit einem grellen Pfiff begleitete.
Mir wurden einmal Stinkbomben in die Brusttasche gesteckt, die dann mit freundlichem Brustklopfen zerschlagen wurden. Der Anzug hing wochenlang auf dem Balken, ohne seinen Gestank zu verlieren.

Mein Bruder spielte in der Jugend mit dem späteren Schalke-04- Nationalspieler Hermann Nattkämper in Gladbeck zusammen, später im "roten" Arbeitersport, weil es dort nichts kostete und er so gern Fußball spielte. Was ihm und uns allen nach 33 einige Minuspunkte eingebracht hat!

FESTE, KINDERFESTE

In dem von mir geleiteten Klönclub Gänsebrink - der Gänsebrink ist eine Grünanlage in Marl, in einem Gebiet, in das früher die Kumpel vom Pollacken-Querschlag, also aus den benachbarten Häusern der Zeche der Gewerkschaft Auguste Victoria, ihre Gänse trieben - habe ich ebenso die Sprache wie im Seniorenzentrum der Arbeiterwohlfahrt in Marl auf die Fragen nach den Festen gebracht.
Spontane Antwort: "Schweineschlachten!" Dazu die Geschichte: "Unsere Hedwig konnte gestern nicht zur Schule kommen. Das Schwein wurde geschlachtet." Eine der klassischen Entschuldigungszettel für versäumten Schulbesuch! Man hielt gern zwei Schweine, eines war die "lebende Sparkasse", d.h. der Metzger kaufte es auf und die Familie kaufte sich für den Erlös Kraftfutter. Kinder mußten helfen, Blut zu rühren, und taten es sogar mit bloßen Armen. Sie erlebten alle Phasen der Schweineschlachtung, meist von erfahrenen Kumpels durchgeführt, mit, vom Schlag auf den Kopf über das Abstechen und Brühen bis zum "Schwein auf der Leiter" und später das Wurstkochen. Nachbarsfrauen bekamen für Lieferung von Kartoffelschalen und anderen Abfällen, wenn sie selbst kein Schwein schlachteten, Wurstebrühe, die durch Aufstechen nicht geplatzter Würste noch nahrhafter geworden war, sowie Panhas. In den späten zwanziger Jahren erst gab es "öffentliche Aufschreie" darüber, daß die Kinder die Schlachtungen mit so großer Anteilnahme und aus nächster Nähe miterlebten...
Jedenfalls war der Schlacht- und Wurstetag ein Fest!
Ansonsten waren aus materiellen Gründen weder Geburtstags- noch Namenstagsfeiern der Kinder besondere Anlässe, dann schon eher die Kommunion- und Konfirmationsfeiern mit den Firm- und Taufpaten und deren Eltern. Einer der Senioren erinnerte sich, daß er vom Vater erstmals auf seinen Geburtstag hingewiesen wurde, als er 21 alt wurde: "So, jetzt mußt du für dich selber sorgen!"
Zu den Kindergeburtstagen erinnerten sich meine Schwester wie ich nur daran, daß wir mit Beginn unserer Pennälerzeit zu Kindergeburtstagen und

Konfirmationsfeiern unserer sozial besser gestellten Mitschülerinnen und -schüler eingeladen worden sind. Andererseits ist mir in Gesprächen in Alterskreisen mit Entschiedenheit, auch von Frauen mit Geburtsjahren vor der Jahrhundertwende, betont worden: "Natürlich wurde bei uns Kindergeburtstag -, natürlich Namenstag gefeiert!" Eine Schlesierin beteuerte mir, daß in ihrer Kindheit, - geb. 1892 in Schlesien -, aber auch "später im Ruhrgebiet" Kindergeburtstag mit "Jahreskränzlein" auf dem Scheitel der Mädchen und Jahreslichtern auf dem Geburtstagstisch gefeiert worden ist.
Eine andere Zeugin: Geburtstag - nein, Namenstag natürlich! Ja, Patenonkel und Patentanten kamen mit ihren Kindern, und dann wurde gefeiert. Auch und vor allem Kommunion. Wieder mit den Paten und ihren Kindern. Wir Kinder draußen, die Erwachsenen feierten im Hause." Das deutet noch mehr darauf hin, daß es mit der Feier, in deren Mittelpunkt heute die Kinder stehen, ob Geburts- oder Namenstag, Kommunion oder Konfirmation, früher doch nicht so weit her war und daß nicht so deutlich von Kinderfesten gesprochen werden kann - meine ich. Zeugen, die Kinderfeste im heutigen Sinne verneinen würden, fürchten, sich und ihre Eltern auch heute noch in den Verdacht der Armut zu bringen. Auch das meine ich aus Kenntnis der Mentalität behaupten zu können.
Ja, und Weihnachten war ein Fest!

KONTAKTE DER FRAUEN

Ob die Mütter Kontakte untereinander hatten, wissen meine Gesprächspartner nicht mehr mit Sicherheit. Ja, am Gartentor vorn an der Straße und am Gartenzaun hinter dem Haus stand man zusammen. Ja, es wurde "gepumpt" untereinander. Nicht Geld, sondern kleine Aushilfen an Salz, Mehl und so. Man half einander auch beim Schneidern und Stricken der Kinderkleidung. Die eine konnte dies, die andere das besser, und dann half man sich. Ansonsten aber ließ man sich nicht allzu sehr in die Karten schauen.
Außer der Erfahrung im Selberstricken und Selberschneidern der Frauen und den sich daraus ergebenden Kontakten gab es auch Bekanntschaften von Haus zu Haus durch die Sekten und Gebetsvereine, auch von landsmannschaftlichen Gruppen, die aber - so meinten meine Gesprächspartner dann meist auch - miteinander verwandt waren, wenn auch nicht im engsten Sinne.

Meine Schwester, geboren 1914, antwortete mir auf meine Fragen über Nachbarschaftsverhalten der Frauen: Die Gespräche der Frauen fanden, abgesehen von einigen innigen Verhältnissen, basierend oft auf landsmannschaftlichem Zusammenhalt oder auch auf Sektierertum und parteilicher Übereinstimmung (meist Sozialismus und "Alter Bergarbeiterverband"), häufig am Gartentor oder am Gartenzaun statt. Meine Schwester glaubt, daß Frauenbekanntschaften mit Eindringen in die häusliche Atmosphäre sehr selten waren. Dabei fürchtete man offenbar, zuviel von "seinem Inneren" preiszugeben, wobei das Innere sich auch auf den Inhalt des Portemonnaies bezog. Umso aufdringlicher wurde die zum Trocknen aufgehängte Wäsche unter die Lupe genommen, nicht nur auf die gestopften und geflickten Sachen hin, sondern auch auf die Zahl bestimmter Teile. So beurteilte unsere Nachbarin, Frau T., ihre Nachbarn und ihre "Kultur" lauthals nach der Zahl der Taschentücher, die sie auf der Wäscheleine gezählt hatte.

Allgemein bekannt auf der Straße war, daß Brieftaubenzüchter N. nach der Nachtschicht, der er sich einerseits in der Grube nicht entziehen konnte, die er andererseits seinen Tauben zuliebe nicht gerade schätzte, schwere Tage hatte. Das Eheschlafzimmer, zur Straße hin gelegen und durch das offene Fenster mit den Paradekissen weithin sichtbar in Ordnung gehalten, durfte er zur Ruhe nach der Nachtschicht am Tage nicht benutzen. Er mußte mit irgendwelchem Bettzeug dann auf der Holzbank in der Wohnküche schlafen.

Selbst kleine Pumpereien von Salz, Zucker, Mehl, Essig und so fanden nicht zwischen Tür und Angel, sondern in aller Öffentlichkeit unter den Frauen am Gartentor oder am Gartenzaun statt.

Die Gespräche am Gartentor kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Als ich 1924 Volontär in der Redaktion der Buerschen Zeitung wurde und Abend- und Nachtdienst machen mußte, waren (am anderen Morgen) die Unterhaltungen am Gartentor oft so laut, daß ich nicht schlafen konnte. Daher war der Winter besser: Dann kam ich im Dunklen nach Hause, schlief und wurde auch von der Straße her längst nicht so oft gestört wie im Sommer.

Nachdem ich inzwischen in verschiedenen Seniorenkreisen mit meist "hochprozentiger" Anteilnahme von Kolonisten die Fragen nach dem Kontakt der Menschen untereinander aufgeworfen habe, darf ich bereits gemachte Bemerkungen, auch aus eigener Erfahrung, wie folgt ergänzen und abschließen.

Weder die Nachbarschaft noch die Arbeit am gleichen Platz waren - dort für die Frauen, hier für die Männer - die Ansatzpunkte zu persönlichen Kontakten. Diese resultierten z.B. viel häufiger aus den Schulbekanntschaften der Kinder. Die Kinder halfen sich bei den Aufgaben, holten durch Krankheit oder sonstwie versäumte Aufgaben gemeinsam nach und kamen so in die Familien. Die Handarbeitsstunden der meist kirchlichen Frauengruppen, auch der landsmannschaftlichen Gruppen und der Kaninchenzuchtvereine (Bearbeitung der Felle und Ausstellungen) waren oft Anlässe zu Kontakten und Erfahrungsaustausch.

Wie sehr die engste Nachbarschaft zu Konflikten führen konnte, dazu noch einige Beispiele von uns:

Nachdem ich seit Ostern 1918 zur Oberrealschule ging, also als einer der ersten in der Kolonie die bunte Mütze trug, wußten "alle", daß ich eine Freistelle hatte, sonst wäre ich wie die Beamtenkinder in das näher gelegene Gymnasium nach Gladbeck gegangen. Ich hatte keine Freistelle! Wer aber so viel Geld für seine Kinder ausgab, um mit der bunten Mütze zu strunzen, der mußte natürlich selbst Kohldampf schieben! Das war nicht so schlimm, aber daß die "unschuldige Kreatur" darunter leiden mußte, unser an seine Hütte gefesselte Hund, das war anzeigenswert. Plötzlich hatten wir den Besuch eines Polizeibeamten, der sich "lt. Anzeige" darum kümmern mußte, daß wir unseren Hund "verhungern" ließen.

Kontakte hatte meine Mutter mit Frauen, die ein paar Häuser weiter wohnten, wenn auch auf derselben Straße. "Es ist besser, wenn man sich nicht dauernd in die Fenster schaut!" war die Regel. Dafür stellten die Nachbarn einander oft die soeben eingekauften Dinge "zur Ansicht" auf die Fensterbank...

Daran erinnere ich mich bei unseren Nachbarn noch gut, was sie so zur allgemeinen Ansicht - vor allem für uns! - aufbauten nach dem Motto: Seht mal, was wir uns leisten können!

Februar 1916 fuhr mein Vater zur Beerdigung seiner Mutter nach Schlesien. Dazu mußte er Vorschuß für das Reisegeld nehmen. Am nächsten Abschlag wurde meine Mutter von der Nachbarin bedauert, daß sie heute doch keinen Pfennig Geld bekäme, von wegen Vorschuß. Ihr Sohn war auf dem Lohnbüro und hatte das zu Hause erzählt... Später erfuhr ich, daß mein Vater die Indiskretion gemeldet hatte und daß der Sohn der Nachbarn ins Labor versetzt worden war. Das wiederum hatte zur Folge, daß eines Tages die Polizei bei uns aufkreuzte: Tierquälerei!

Mein Vater kam 1916 als Soldat mit einem Straßenmitbewohner zusammen in

den gleichen Zug der Ausbildungskompanie in Großenbaum. Diese Bekanntschaft dehnte sich auf die Frauen und die Kinder aus und hielt einige Jahre an.
Als unsere Mütter arbeiteten - 1916 -, halfen wir Jungen uns gegenseitig bei der Arbeit im Haushalt, damit alle schneller fertig wurden. So kam ich auch in das Haus meiner späteren Frau. Ihre Familie wohnte Heidestraße 19, wir 15. Ihre Brüder waren als Kraftprotze - Schwerathletik, später sogar Bezirks- und Landesmeister im Schwerathletiksport des Deutschen Turnerbundes - mir gar nicht sympathisch. Aufschwung, Klimmzug, Expanderziehen - das paßte mir nicht sehr, ich war allerdings Torwart beim Fußballspiel. Aber wir halfen uns beim Reinemachen der Wohnung, zumal unsere Mütter zusammen auf der Kokerei arbeiteten.
Da meine Mutter eifrig strickte, kam es zu Kontakten zu Nachbarfrauen: Austausch von Erfahrungen, gegenseitige Hilfe bei schwierigen Partien, aber auch Aufträge untereinander. Die eine Frau machte das, die andere das, so daß man "mit dem Stück" besser vorankam.
Eine der wichtigsten Verbindungsfrauen war natürlich die Hebamme. Ich erinnere mich, daß Frau Hornig nur dann zügig über die Straße kam, wenn es eilig war. Ansonsten mußte sie an jeder Gartenpforte Rede und Antwort stehen. Wie weit sie dabei ihre "Dienstgeheimnisse" (eben über Geburten, Fehlgeburten) ausplauderte oder ausplaudern mußte, weiß ich nicht, weil wir Kinder bei den Gesprächen nicht dabei waren.
Zu einer anderen, zwar noch auf unserer Straße, aber weiter ab wohnenden Familie hatten wir auch Kontakt. Ich weiß aber nicht, ob wir Kinder oder die auf der Kokerei arbeitenden Väter die Ursache waren. Ich weiß noch, daß wir uns dort nie wohl gefühlt haben. Schon im Flürchen, also vor dem Betreten der Wohnung, mußten wir die Schuhe aus- und Pantoffeln anziehen. Dazu kam, daß die Familie immer alles umstellte, d.h. jedes Mal, wenn wir mal wieder dorthin kamen, war alles in der Wohnung umgestellt. "Das tun die nur, um so zu tun, als ob sie mal wieder alles neu gekauft hätten", wurde dazu ein wenig abfällig bemerkt.
Wie sehr man aber einander beobachtete, dafür war auch der "Millionenschwindler" auf unserer Straße ein Beispiel. Der Sohn eines Kumpels mit polnischem Familiennamen war Markenkontrolleur und klimperte beim Gang die Straße entlang immer mit Markennummern, die er in der Tasche hatte, als ob er im Geld wühle. Daher also Millionenschwindler! Als zuerst er und dann auch seine Brüder sich umtaufen ließen, also zu deutschen Namen kamen, beteuerte der Vater - inzwischen nicht mehr der Jüngste(!) -: " Und

ich setze noch einen Pollak in die Welt", und das glückte ihm auch.
Als ich im Seniorenzentrum der Arbeiterwohlfahrt und im Klön-Club Marl-Hüls die Frage stellte: "Wißt ihr, ob in der Kolonie in eurer Jugend Nachbarn in die Wohnung eingeladen worden sind?" ertönte übereinstimmend und spontan: "Nein!" Ja, man hatte natürlich Kontakte, am Gartentor, am Milchwagen, am Gemüsewagen, im Laden, aber nicht "im Hause". Selbst bei den Festen - Konfirmation, Kommunion und auch bei Todesfällen - hütete man sich offenbar, "in das Haus einzudringen". Geschenke zur Konfirmation und Kommunion wurden von den Kindern abgegeben, hier und da waren Nachbarschaftskaffeetrinken nach den Feiern als Dank für das Geschenk, aber das war offenbar keineswegs die Regel!
Niemand darf daran zweifeln, daß die sozialen Gegensätze in den Kolonien beträchtlich waren. Wer bei uns in Scholven jenseits der Zechenbahn wohnte, war - aus welcher Sicht auch immer - entweder ein "Kapitalist" oder ein "armer Hund". Auf der einen Seite wohnten die "Beamten" mit ihren Familien, auf der anderen Seite war die "Kolonie". Dabei hatten wir fast immer "Kontakte" zu den Familien jenseits der Bahn. Da war die Steigerfamilie Grau, deren Post zu uns kam, während wir ihre Post erhielten... Aus der evangelischen Frauenhilfe kannte unsere Mutter Frau K., die eine Reihe von Kindern hatte und deren Mann, Steiger, sich gern aufspielte, wie man so sagte. Schützenverein usw.! Meine Mutter bekam von Frau K. immer Strick- und Näharbeiten, nur - mit der Zahlung haperte es. Ob meine Mutter, eben weil sie Geld brauchte, die Sachen "zu schnell" ablieferte, also zu einem Zeitpunkt, wo auch bei Steigers kein Geld war, weiß ich nicht. Jedenfalls erinnere ich mich an die großen Enttäuschungen, weil "K. wieder nicht gezahlt hatte". Später kam es dann zu Ärger, weil angeblich meine Mutter nicht korrekt genug gearbeitet, also Leistungen mit Fehlern abgegeben hatte, und daß deswegen nicht gezahlt worden war. Kurz, ob schwach bei Kasse oder "unverschämt", was kleine Fehler anging (nach der Sicht meiner Mutter), es gab Spannungen!
Ähnliche Beziehungen über die Zechenbahn hinweg wird es auch bei anderen Familien gegeben haben, wenn es sich z.B. um Hilfe im Garten für die Steiger handelte, soweit diese nicht von der Zeche übernommen wurden, also offiziell ausgeführt wurde. Das hatte Nachleistungen zur Folge: Für sich und seine Familie oder sein Vieh bekam der Helfer aus der Kolonie Gemüse oder Abfälle.
Hier und da wurden Schulbekanntschaften, schon auf der Volksschule, zu Brücken über die Zechenbahn.

Ein Kapitel gehört auch noch hierher, die Zechenkutsche. Wenn Leute von jenseits der Bahn spätabends mit der Eisenbahn am Bahnhof Gladbeck-Ost ankamen (öffentlicher Verkehr war nicht vorhanden oder, ab Mitte der 20er Jahre, zu so später Stunde schon wieder eingeschlafen), dann stand eine Kutsche vor dem Bahnhof.
Wir fuhren ja mehr oder weniger regelmäßig zum Gottesdienst nach Bochum zur Evangelisch-altlutherischen Kirche. Da ging es schon vor sechs aus dem Haus, damit wir mit dem Umsteigen in Wanne-Eickel so um zehn Uhr spätestens in der Kirche waren. Papa schlief zum steten Entsetzen von Mama nicht nur sofort ein, er schnarchte auch noch und war deshalb trotz aller Frömmigkeit froh, wenn er nicht mit nach Bochum fahren mußte und arbeiten "durfte". Daß außer der Kirche der Sonntag dazu benutzt wurde, Verwandte und Bekannte zu besuchen, u.a. in den ersten Jahren auch noch die Großmutter, die 1923 verstarb, ist klar. Abends aber kamen wir alle hundemüde wieder in Gladbeck an. Dann zuckelte die Zechenkutsche los, mit vier Plätzen mindestens, meist aber war nur ein Platz besetzt! Mit Sicherheit erinnere ich mich daran, daß einmal ein Bekannter meiner Eltern von "jenseits der Bahn" mit tiefem Bedauern davonfuhr, nachdem er erklärt hatte, daß es ihm trotz allen guten Willens strengstens verboten war, auf die leeren Plätze "Leute aus der Kolonie" einzuladen, was er gern getan hätte, schon meiner offenbar ermüdeten Mutter zuliebe.
Ob da wirklich eine Vorschrift in diesem Sinne bestand oder das Privileg der Zechenkutsche ebenso hingenommen wurde von denen, die sie ausdrücklich bestellen konnten, zum Spätzug nach Gladbeck-Ost? Meist wird es so gewesen sein, daß auch der Berechtigte mit Familie ankam, die Zechenkutsche also gefüllt und damit die Frage überflüssig war, ob man jemanden mitnehmen durfte oder nicht.
Streitereien unter den zu nahe "aufeinanderhockenden" Nachbarn scheinen sich in der Kolonie auch nach 1945, wenn häufig auch unter den bedrückenden Umständen, zwischen Eingesessenen und Flüchtlingen abgespielt zu haben.
Mir wurde berichtet, daß der Wohnungsnot wegen damals in einem zweistöckigen Koloniehaus der Zeche Auguste Victoria in Marl-Hüls drei Familien lebten: Eine Beamten-, eine Angestellten und eine Arbeiterfamilie, d.h. letzteres waren Bruder und Schwester, beide unverheiratet, beide auf der Zeche beschäftigt und besonders "unterdrückt", d.h. auch "aufsässig". Streit um die Flurwoche - immer dann, wenn gerade geputzt worden war, wurde das Treppenhaus benutzt. Dazu eine heute fast 50jährige aus ihrer

Kolonie-Jugend: "Wenn unsere Obermieterin anfing, das Treppenhaus zu putzen, ermahnte unsere Mutter uns sofort, aufs Klo zu gehen. Dann 'mußten' wir natürlich nicht, aber sofort, wenn geputzt war, was jedesmal Krach gab."

Zurück zu der anderen Wohnung! Jeden Samstag durften zwar Beamte und Angestellte im Keller "baden", nicht aber die Arbeiter. Einen eigentlichen Baderaum gab es natürlich nicht, der Keller war notdürftig eingerichtet worden. Krach um die gescheuerten Steine rund um den Kohleneinlaß in den Keller!

Angeblich hat das "verdammte Schwein" (des Angestellten) im Stall die Hühner (der Arbeiter) gefressen, weil sie über Kopf und Schulter des Schweines gefallene Futterreste wegpickten.

Für die Frauen in der Kolonie typische Redewendung, wenn sie zu den Nachbarinnen von ihrem Mann sprachen: "Meiner ist auf Nachtschicht..." - nicht etwa "Mein Mann" oder, was so oft berichtet wird "Mein Oller", nein: "Meiner..." Und die Männer sprachen so: "Was meine ist, die kocht gar nicht schlecht." Nicht etwa "Was meine Frau..." oder gar "Was meine Olle ist..." Die Eitelkeit der Frauen war größer als die der Männer, was die Stellung auf dem Pütt anging. Darüber gibt es unzählige Anekdoten, obwohl die Frauen meist gar nicht wußten, was eigentlich ihr Mann tat. Beispiel: "Mein Mann ist Schießmeister, aber seine Leute haben es gut bei ihm."

Daß der Mann Rutschenbär geworden war, erfüllte die Frau mit Stolz. Rutsche, das ist das Förderband und der Rutschenbär eben der Ortsälteste an der Rutsche.

Typisch scheint auch gewesen zu sein, daß zwar die Frauen Hauskrach untereinander hatten, die Männer aber sich feierlich versicherten, daß sie das nichts anging und daß sie sogar zum Schein sich gegenseitig ausschimpften, wenn es zu einer "Aussprache" kam, an der die Frauen beteiligt waren oder auf der die Frauen bestanden.

In der Kolonie der Zeche Auguste Victoria war nach 1945 ein Emil K. Kolonie-Verwalter, d.h. der Mann, der Nachbarschaftskrach zu schlichten hatte. Wie er das machte, dafür ist der heute noch bekannte Spitzname des als Frührentners verstorbenen Mannes typisch - "Lügen-Emil". Man weiß offenbar noch, daß er immer beiden Parteien Recht gab, und dann mußte eine davon ihn immer als Lügner ansehen.

KOSTGÄNGER

Darüber ist nicht viel zu erfahren. Und wissen tu ich auch nicht allzu viel selbst, von den tausend Anekdoten natürlich abgesehen, die sich um das Kapitel "volle Kost voll" schlingen. Diese Redensart wird noch heute oft angewandt, wenn sich - vor allem in jungen Bergmannsfamilien - aus der Freundschaft zu ledigen jungen Männern zwischen ihm und ihr ein "Bratkartoffelverhältnis" entwickelt - ob dieser Begriff aus dem Soldatenleben in die Kolonie oder aus der Kolonie in das Soldatenleben gekommen ist, wäre zu untersuchen - und bis ins Bett ausgedehnt. Dann also ist "volle Kost voll".

Meine Schwägerin widerspricht noch heute nicht, nachdem sie längst Großmutter geworden ist, wenn im Familienkreis erzählt wird, daß sie am 22. Juli 1938, als zu Hause ihre beiden Töchter (Zwillinge) geboren wurden, gestöhnt habe: "Was - das Kind vom Kostgänger ist auch schon da?"

Mein Vater war 1913 Kostgänger, als er von Bochum nach Buer-Scholven auf die Kokerei kam. An der Berliner Straße (diese Gladbecker Straße hieß so nach der Zeche Berlin, das war der erste Name für die spätere Schachtanlage Scholven) gab es ein privat bewirtschaftetes Haus, der Logistrakt stand im Garten. Als meine Eltern dann nach Scholven umzogen, bin ich wiederholt auch in dem Haus gewesen, das einen finsteren Eindruck auf mich hinterlassen hat. Mein Vater wurde immer mal wieder zu Elektroarbeiten herbeigerufen. Ob das privat war oder mit Billigung oder Duldung der Zechenleitung, weiß ich natürlich nicht. Obgleich das anzunehmen ist, zum mindesten werden die Zechen ihren "lediggehenden" Belegschaftsmitgliedern einen Hinweis auf dieses Logishaus gegeben haben. Ob weitergehende Bindungen zwischen dem Unternehmer des Logishauses und der Zeche bestanden, weiß ich ebensowenig wie etwa, was hier für Kost und Logis bezahlt wurde; ob man nur schlafen konnte oder auch nur essen, weiß ich ebenso wenig.

Bis in die 60er Jahre hinein spielte in der öffentlichen Diskussion in Marl das "Bullenkloster" der Zeche Brassert eine Rolle. Hier standen einige Baracken, die von der Zeche als Junggesellenwohnungen erbaut worden waren für ihre Arbeiter. Als ich in den zwanziger Jahren nach Marl kam, war offenbar schon ein Teil des Junggesellenlagers nicht mehr von solchen bewohnt. Ich weiß, daß in einer der Baracken das Sängerheim war, das Übungslokal für den M.G.V. Sangeslust Marl, der noch heute existiert. Ich

weiß, daß der ehemalige Gemeindepolizist im Ruhestand seine Erlebnisse im Bullenkloster aufgezeichnet hat. Er wollte diese Aufzeichnungen dem Archiv der Stadt "nur gegen Bezahlung" zur Verfügung stellen. Geld dafür war aber keins vorhanden, so daß ich nicht sagen kann, ob die Aufzeichnungen doch im Archiv vorhanden sind. Die Zeche Brassert betrieb das Bullenkloster immerhin im ersten Weltkrieg und darüber hinaus, und es bestand auch über den zweiten Weltkrieg hinaus, ehe "dieser Schandfleck" - vor allem auf Betreiben der CDU-Fraktion im Rat der Stadt Marl - in den 60er Jahren endgültig beseitigt wurde.
Die älteste Tochter unseres Nachbarn heiratete den Kostgänger, das weiß ich genau. Die Familie hatte vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen. Wie in der Vierzimmerwohnung neben den Eltern und den vier Kindern noch Platz für ein Kostgängerzimmer war, weiß ich nicht. Man kam ja so genau in die Wohnungen der Nachbarschaft nicht hinein. Daß die Tochter des Nachbarn aber den Kostgänger heiratete, weiß ich umso sicherer, als dieser Kostgänger Lokomotivführer der Zechenbahn war, die in unseren kindlichen Spielen eine große Rolle spielte. Vom Schornsteinspucken von der Brücke als Mutprobe schrieb ich ja wohl schon.
Schwierigkeiten mit Kostgängern gab es auch, wenn sie beduselt bei uns um Einlaß an der Haustür schellten. Es kam immer wieder vor, daß die frischen Kostgänger bei den Ähnlichkeiten der wenigen Häusertypen in der Kolonie abends dann nicht mehr recht wußten, wo sie eigentlich untergekommen waren. Oder ob das nur eine Ausrede war, um in die Familien einzudringen?

MUSIK

Ja, und noch ein paar Sätze zu den "Luxusgütern". Brepohl weiß, daß, wenn Klaviere in Kumpelwohnungen standen, wenn es insgesamt zehn waren, dann acht in Familien von Schlesiern. Die drei Söhne der in Gladbeck-Brauck in der Mathias-Stinnes-Kolonie wohnenden Familie meiner Schwägerin, die aus dem Sudetenland stammt, waren Musiker. Zwei von ihnen geigten zeitlebens nach Besuch der Folkwangschule in den Städtischen Orchestern von Essen und Wuppertal - Georg und sein jüngerer Bruder. Der mittlere der drei Brüder war - oh Schande! - Stehgeiger, Kaffeehausmusiker und nach dem 2. Weltkrieg Unterhaltungsmusiker bei den Engländern. Ich kannte diesen Schwippschwager eher als seine Schwester, weil

er in allen nur möglichen Uniformen bis in die 30er Jahre hinein - Schützenuniform, SA-Uniform - musizierte, so daß ich als Journalist ihn bei allen möglichen Gelegenheiten immer wieder sah.
Ja, das Bondonion hatten vor allem die Polen, die mit steif in der Schulterpartie auswattierten stahlblauen Anzügen mir noch lebendig sind (ebenso wie die Baptisten, die evangelischen Ostpreußen mit Wasserpolnisch und gestrickten Wollvorhemden in schwarz, während die Frauen aller Lebensalter, also auch die jungen, Kopftücher trugen).
Gestern traf ich eine Tochter aus der Nachbarsfamilie. Zufällig. Sie hat das Konservatorium besucht, daran erinnere ich mich heute noch. Und mit ihr konnte ich ja Fragen nach Musikinstrumenten als "Luxusgüter" in der Kolonie einmal durchgehen. Vater Bergmann, Spitzname "Bürgermeister von Scholven", weil er sonntags eine dicke "goldene" Uhrkette über dem ebenfalls dicken Bauch trug. Nach der Sprache eindeutig polnischer Herkunft, d.h. also wahrscheinlich katholischer Westpreuße. Seine zweite Tochter, in der Schule und im Kirchenchor durch gute Stimme aufgefallen, besuchte das Konservatorium Kaiser in Buer - ausgerechnet im ehemaligen Leihhaus - nein, erst Krankenhaus an der Freiheit, dann Leihhaus, dann Konservatorium, Musikschule privat von Karl Kaiser und seiner Frau, einem verrückten Huhn, was ihre bürgerliche Haltung anging im Auftreten, Anziehen und eben bei der Kunst, sowohl beim Unterricht wie bei Konzerten. Als junger Journalist besuchte ich das Ehepaar in seinem Haus, das ganz verrückt angestrichen war: Jede Wand im Innern anders, auch die Decken bunt. Ein Musikwunder war der Sohn Eusebius, der - kleiner als sein Instrument - Cello öffentlich spielte.
Aber nun die Nachbarin! Sie studierte also Gesang. Ob sie selbst ein Instrument zu Hause hatte, habe ich sie (gestern) nicht gefragt. Sie sang dann nicht nur im Kirchenchor weiter, wie immer, sondern dort auch als Solistin, gab einige Kammerkonzerte und singt noch heute im Kirchenchor, 73jährig.
Wie die Kirchenchöre natürlich überhaupt Stätten der Musikpflege waren, in denen begabte Frauen und Männer sich zunächst vokal betätigten, dann aber auch hier und da mit Instrumenten auftraten - das wiederum mehr bei geselligen Zusammenkünften, also Feiern, weniger während der Konzerte in der Kirche. Im Hausgottesdienst der Baptisten allsonntäglich wurde auch musiziert, mit Gitarren und Mandolinen meine ich.
Mein Onkel hatte ein Harmonium, auf dem er "automatisch" spielte, d.h. er hatte irgendeinen "Aufsatz", auf dem er Kirchenlieder mit einem Finger in

das Harmonium einspielen konnte. Mein Vetter dagegen spielte "richtig" Harmonium.
In der linken Mittelwohnung unseres Vierfamilienhauses lernte der zweite Sohn der Familie Thönissen, aus Heeßen bei Hamm, Geige. Später sah ich ihn kaum wieder. Wie man hörte, war er bald nach seiner Ausbildung, so 17jährig, schon Mitglied einer der Unterhaltungskapellen an Bord eines Musikdampfers, Luxusliners also. Ob er das zeitlebens war, konnten wir beide gestern im Gespräch nicht mehr feststellen. Meine Gesprächspartnerin aber glaubte sicher zu sein, daß er Berufsmusiker geworden und auch geblieben war.
Im Hause Heidestraße 13 wohnte ein Hilfsdirigent. Herr K., Vater zweier Mädchen, hatte ein Klavier, gab Klavierunterricht und dirigierte ersatzweise Chöre - keine Kirchenchöre, weil er Atheist war, also galt seine musikalische Tätigkeit mehr den weltlichen Chören, aber auch den "klassenbewußten" gemischten Chören in weiterer Umgebung.
Von einem Nachbarjungen weiß ich, daß er Geige spielen lernen "mußte". Sein Vater wollte es.
Sehr musikalisch ging es auf Baulands Kotten zu, einem der Kotten, die mitten in der Kolonie stehengeblieben waren. Da wohnte das Original Jans V., Vater von acht Kindern aus zwei Ehen, zu denen noch vier Kinder seiner zweiten Frau aus erster Ehe kamen, mit dem schönen Namen Aufderstraße. Die zweite Aufderstraße-Tochter spielte Geige. Der Freund der ersten Tochter, ebenfalls Bergmannssohn, aber aus der neuen Kolonie, war Stabstrompeter bei der Werkskapelle und der Feuerwehr. Er blies auch Flöte und war Zeit seines Lebens nebenher Musiker. Die anderen Kinder zupften auch mehr oder weniger begabt auf Mandoline und Gitarre herum.
Ein Vetter von mir spielte Zither, komponierte auch selbst - Schmalzwalzer und so. Aber immerhin! Erwähnenswert ist, daß dieser Vetter einen Westfalen als Vater hatte. Aber als "Luxus", glaube ich, wurde das "Instrument" bei denen, die musizierten, nie empfunden. Da gehörte es eben zum Leben wie bei den anderen das Schwein im Stall oder das Blumenbeet im Garten, was offenbar häufiger als Luxus verspottet wurde (im nachbarlichen Gespräch).
Ganz allgemein zu diesem Kapitel noch: Damals gab es keinen Verein, in dem nicht bei festlichen Anlässen ein Quartett oder Doppelquartett singen oder auch eine vereinseigene Gruppe musizieren konnte. Was an künstlerischer Vollkommenheit fehlte, wurde durch Intensität der Hingabe weitaus ersetzt. Jedenfalls haben die Singe- und Musikantengruppen der Vereine

mit und ohne Instrumente doch wohl immer unter mehr oder weniger fachmännischer Leitung, oft auch der Lehrer und Lehrerinnen, auch der Dirigenten in Kirchen- und anderen Chören, vorher fleißig geübt - kurz: Die Musik hat damals im Leben der Kolonie gewiß eine nicht unerhebliche Rolle gespielt.

Wobei das vielfältige Leben der Theatervereine in den Bergarbeiterkolonien nicht vergessen werden darf. Zumal wenigstens immer wieder auch "Musikspiele" gezeigt wurden, also operetten- oder opernähnliche "Volksstücke" mit Gesang und Musik "aus eigener Kraft".

Ich erinnere mich, daß ich noch zur Schulzeit, also so 1923/24, in einem Theaterverein spielte. Der stand unter Führung eines christlichen Gewerkschaftlers, den ich im Stenozirkel unserer Realschule kennengelernt hatte. Neben kleinen Rollen spielte ich so etwas wie Regisseur, d.h. ich wachte darüber, daß das Benehmen auf der Bühne auch dem der Wirklichkeit entsprach, daß also jeder Mann beim Betreten des Zimmers den Hut abnahm, die Hände beim Gespräch mit einer Dame nicht in der Tasche behielt usw. Da erinnere ich mich an ein "soeben für das Laienspiel freigegebenes Theaterstück" mit dem Titel "Der Bibliothekar", eine urkomische Sache, wobei der Bibliothekar von einem Naturtalent gespielt wurde, das auch sonst bei vielen Theater- und Vereinsabenden als Komiker umwerfenden Erfolg hatte.

In Dorsten, wo ich erstmals 1929 verantwortlicher Redakteur (an der "Lippewacht") war, verpflichtete Bernhard Wilkes - Mitarbeiter an den Zeitungen, vor allem als Protokollant der Arbeit der christlichen Gewerkschaften, der 1947 einen der wenigen deutschen Nachkriegsstreiks auf der Erzgrube Auguste Victoria 4/5 in Marl-Drewer organisierte -, mich mit dem anderen Redakteurskollegen zur "Jury" bei Theaterwettbewerben in verschiedenen Klassen. Vormittags gab es Einzelvorträge, ernst und heiter: Balladen und Couplets, dann eben Duette. Nachmittags kamen die "Bühnenauftritte" im Ensemble an die Reihe, ebenfalls wieder getrennt: ernst und heiter. Heute kann man darüber lachen, die Beteiligten aber nahmen sich selbst und das Theaterspielen sehr, sehr ernst.

Und ich glaube, daß hier auch Stücke aus eigenen Reihen, also Schauspiele von "Werktätigen" geschrieben, mit aufgeführt worden sind.

Vom "Lied der Kumpel" kann ich nur noch:

"Willst arbeiten du auf Grube/ gehst du auf Steigerstube/
da kriegst du Markennummer/ da hast du keinen Kummer.
Is sich Kohle weich wie Dreck/ nimmt der Steiger Kumpel weg./
Is sich Kohle hart wie Stein/ nimmt sich Kumpel Krankenschein."

Die Schauerballade von der Polenhochzeit wurde nach der Melodie der Vogelhochzeit gesungen. Der Ausklang: "Zwei Mann, ein Frau im Krankenhaus,/ da war die Polenhochzeit aus."
Nachdem ich seit Jahren nach dem Text von dem vielgesungenen Lied von der "Polenhochzeit" nach der Melodie der "Vogelhochzeit" gesucht habe, hat mir Frau Kruse aus Marl, wie sie sagt, aus dem Bestand oder der Sammlung ähnlicher Lieder ihrer Schwiegertochter jetzt durch Frau Julie Kolb vom Stadtverband Marl der Arbeiterwohlfahrt gleich zwei Textfassungen geschickt. Daß ich das Lied von der Polenhochzeit suchte, habe ich am Abschied der Senioren-Feriengruppe der Arbeiterwohlfahrt im Februar 1981 in Kirchberg in Tirol mitgeteilt und dort die Zusage auf Lieferung der Texte erhalten.

1. Der Stanis kam aus Polen
   mit Schuhen ohne Sohlen.
2. Und als er kam in Heimat an,
   lacht er sich gleich Katinka an.
3. Katinka sagt: Mir wärs schon recht,
   aber, was du sagst, ist das auch echt?
4. Der Stanis sagt: Pfui, schäme dich,
   hast gar kein bißchen Spaß auf mich?
5. Dann feiern Katinka und Stanislaus
   doch bald Hochzeit in ihr Haus.
6. Dem Stanis seine liebe Braut,
   die sieht rot wie Apfel aus.
7. Dem Auto fährt auf Kirchenhaus,
   da steigt die Hochzeitsbande aus.
8. Zuerst da geht der Bräut'gam rein,
   und alle latschen hinterdrein.
9. In Kirche war so wunderschön,
   das Brautpaar darf auf Teppich gehn.
10. Der Stanis nach der Orgel schielt,
    wo Organist auf Zehen spielt.
11. Da kommt auch schon der Herr Pastor,
    liest aus großer Bibel vor.
12. Da nimmt Pastor die Ringelein,
    und stoppt sie dropp auf Fingerlein.
13. Er sagt dazu: Ab heute
    da seid ihr Eheleute.
14. Die Matka putzt sich Tränen ab,
    der Stanis, der kaut Primtabak.
15. Und als da war die Kirche aus,
    da ging'n sie Arm in Arm nach Haus.

16. Als sie dann waren all zuhaus,
da gab es großen Hochzeitsschmaus.
17. An Türe hing ein großer Kranz,
auf Treppe stand mit Schnaps der Franz.
18. Und jeder, der wollt ins Haus hinein,
kriegt Gläschen voll mit Wermutwein.
19. Jetzt sitzen alle um den Tisch,
mit rotem Hemd und gelbem Schlips.
20. Dem Stanis zieht sich Jacke aus,
weil er sich fühlt gleich wie zuhaus.
21. Schön Essen gab es heute hier,
viel Knoblauchwurst und Dröppelbier.
22. Der Ignatz spielt Harmonika,
und alles tanzt Krakowia.
23. Dem Brautpaar tanzte wie verrückt,
alle andern wer'n an Wand gedrückt.
24. Dem Stanis haut mit linkem Arm,
der Matka vor den blinden Darm.
25. Die Nacht, die war so wunderschön,
dem Matka durft auf Kammer gehn.
26. Dem Stanis hat sich was gerochen,
und ist schnell Matka nachgekrochen.
27. Dem Ignatz denkt: Verdammich noch-
du kuckst mal schnell durch Schlüsselloch.
28. Dem Stanis kämmt sich Glatze,
und Matka macht ne Fratze.
29. Die Katz läuft am Kommode rum,
und schmeißt dabei die Bilder um.
30. Die Sonja, die hat soviel Spaß,
macht sich dabei die Hose naß.
31. Kaum war dann halb drei Uhr vorbei,
gabs große Hochzeitskeilerei.
32. Dem Stanis nahm sich Stuhl sein Bein,
haut Matka damit Schädel ein.
33. Die Sache ging noch ziemlich gut -
nur ein Mann und zwei Fraun kaputt.
34. Nun ist die Polenhochzeit aus,
die Hälfte liegt im Krankenhaus.

Nun die Zweite Fassung:

1. Katinka und sein Stanislaus,
die feiern Hochzeit auf sein Haus.
2. Mit roten Kragen, grünen Schlips,
kommt Kutscher Antek angeflitzt.
3. Dann steigen sie in Kutsche drin,
und fahr'n zu Fuß nach Kirche hin.
4. In Kirche war es drobsche - schön -
weil Matka konnt auf Teppich gehn.
5. Und Stanis sich nach Orgel schielt,
weil Organist mit Zehen spielt.
6. Dann kommt sich dicken Herrn Pastor,
und liest aus dünne Bibel vor.
7. Dann nimmt er die zwei Ringelein,
und steckt sie an die Fingerlein.

8. Ab heute, ab heute,
da seid ihr Eheleute.
9. Dann steign'n sie wieder in Kutsche rin
und fahr'n zu Fuß nach Hause hin.
10. Was Schönes gabs zu essen hier:
Kümmelbrot mit Dröppelbier.
11. Und als die Fresserei vorbei,
da gab's sich dobsche Keilerei.
12. Katinka nimmt ne Pulle Bier
und spielt auf Stanis Kopp Klavier.
13. Dem Stanis nimmt das Käsemeß
und haut die Matka durch die Freß.
14. Und Antek denkt: Du bist nicht schlapp,
reiß gleich von Stuhl drei Beine ab.
15. Die Oma nimmt die Ofenbank
und schiebt den Opa durch die Wand.
16. Dem Keilerei, dem ging noch gutt,
ein Mann und eine Frau kaputt.
17. Im selben Jahr, im selben Haus,
da kam sich an Klein-Stanislaus.
18. Und als er konnte Mama sagen,
da wollte er schon Zugzug haben.
19. Und als er war zwei Jahre alt,
macht Matka ihn mit Messer kalt.

Die beiden Fassungen des Polenliedes, die uns so "überkommen" sind, lassen deutlich erkennen, daß die Freude an diesem Lied offenbar überall zu neuen Versen Anlaß gab, über deren "folkloristischen Wert" nachzusinnen müßig ist. Daß Hochzeiten ausgiebig gefeiert wurden und daß man gern darüber sprach (und sang) ist allgemein. Und daß die "Pollacken"wegen ihrer Lebensfreude und Farbenfreude sich allerhand Verulkungen gefallen lassen mußten, war auch klar. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Lied von der Polenhochzeit nicht auf "Polenhochzeiten" gesungen wurde, umso fleißiger aber auf Hochzeiten "der andern" und seiner Deftigkeit wegen nicht nur auf Hochzeiten, sondern überhaupt bei Zusammenkünften der Älteren wie der Jungen. Jedenfalls erinnere ich mich an den ewig langen Singsang aus der Jugendzeit, an die Hingabe, mit der damals ja überhaupt gesungen wurde. "Mariechen saß weinend im Garten" war eines der Lieder. Was die Farbenfreude der Polen in der Kleidung angeht, daran erinnert auch die Redensart "Rot-blau - Polackenfrau", mit der die Koloniefrauen sich davor hüteten, sich allzu bunt anzuziehen.

Unter diese Bergmannslieder ist auch folgendes Lied zu rechnen, das am 15. Juni 1972 auf eine Suchanzeige in der Marler Zeitung erschien:

"Ein Bergmann, der nahm Abschied von seinem Töchterlein.
Mit nassen Augen steht sie am Fensterlein,
mit nassen Augen steht sie am Fensterlein.

Ach Vater, liebster Vater, geh heute nicht zur Schicht!
Ich hab so schlecht geträumet von dir in dieser Nacht...

Ach Tochter, liebste Tochter, warum sollt ich nicht gehn?
Ich geh schon 20 Jahre, mir ist noch nichts geschehn,...

Die Abendglocken läuten, und alle kam'n nach Haus.
Nur ach, mein lieber Vater, mein Vater, der blieb aus...

Da klopft es an die Türe, zwei Männer traten ein.
Sie brachten meinen Vater, zerschlagen vom Gestein...

Nun hab ich keinen Vater und auch kein Mütterlein.
Mit nassen blauen Augen steht sie am Fensterlein..."

Ein anderes Lied entstand nach dem Grubenunglück auf der Schachtanlage Minister Stein:

Neunzehnhundertfünfundzwanzig, ja, das war ein Unglücksjahr:
Einhundertsechsunddreißig Knappen starben am elften Februar.

Nahe bei Dortmund, da liegt eine Zeche, die sich nennt Minister Stein.
Drinnen fuhren früh am Morgen viele brave Knappen ein.

Und die schwarzen Diamanten schafften sie ans Tageslicht.
Keiner von den Kumpeln ahnte, daß es war die letzte Schicht.

Eine Stunde war vergangen.War das nicht ein ferner Schuß?
Mancher volle Kohlenwagen wurde zum letzten Abschiedsgruß.

Durch die Strecke kam der Steiger, nur die Leuchte war zu sehn,
seinen Kameraden Glückauf zu sagen, als das Unglück ist geschehn.

Rettet euch, Brüder, wir sind verloren, rettet euch, Brüder,
aus der Not.
Schlagende Wetter sind ausgebrochen, schlagende Wetter sind
unser Tod.

Doch die Aktien steigen weiter, grad als müßte es so sein
trotz der einhundertsechsunddreißig Toten auf Minister Stein."

Im Juni 1982 fand ich in der Zeitung den Hinweis auf eine Marler Frau, die angeblich noch altes Liedgut aus den Kolonien bewahrt hat. Nun war ich bei ihr. Viel Neues hat es nicht gegeben. Was die Melodien angeht, so

meinte die Frau, daß sie die Melodien kenne und daß sie beim Singen wesentlich textsicherer sei als beim Aufsagen. Frau K. erzählte mir bei meinem Besuch über sich selbst noch folgendes: Obwohl in Holland geboren, verbrachte sie ihre Jugend in der Bergmannskolonie Brassert und zwar im "roten Beisen", jenem Teil, der wegen der Nähe des "Bullenklosters" und einiger dort besonders aktiver Kommunisten eben noch heute der "rote Beisen" heißt, wie überhaupt es noch heute Leute gibt, die mir bei öffentlichen Diskussionen über Marl erst nach der Veranstaltung hinter der Hand zuflüstern: "Ach wissen Sie, auch ich komme aus Brassert, aber das braucht doch heute keiner mehr zu wissen". Ich unterstreiche, was mir Frau K. sagte: "Damals gab es viele Frauen und Männer, die mit oder ohne Begleitung auf der Quetschkommode oder der Laute diese oft endlos langen Lieder abends vor dem Hause oder im Garten, bei Familien- oder Vereinsfestlichkeiten sangen, wobei fast jeder seine eigenen Worte vortrug." Das heißt für uns also, daß Gassenhauer der damaligen Zeit ins Koloniemilieu, meist auf Kosten der Polen, übertragen wurden und allen viel Freude machte. Was ich aus eigener Erinnerung nur in vollem Umfange bestätigen kann! Frau K. betonte ausdrücklich, daß sie sich als Kolonistin wohlgefühlt habe und auch heute noch keinen Grund habe, das zu leugnen.

Die Polenhochzeit nach der Melodie der Vogelhochzeit:

"Der Stachau wollte Hochzeit machen
mit der schönen Babuschka (ob tatsächlich Babuschka gesungen wurde, bezweifelt Frau K. heute, denn sie weiß, daß Babuschka eigentlich Großmutter heißt und daß die Oma am allerwenigsten als Braut hierhergesetzt werden kann).

Babuschka war ne schöne Maid
in ihrem weißen Hochzeitskleid.

Und als sie dann zur Kirche gingen,
die ganze Schar fing an zu singen.

Dann bei dem großen Hochzeitsschmaus
warf Stachu manchen Gast schon raus.

Die Polizei konnt da nichts machen,
ihr flogen um die Köpp die Flaschen.

Dem Keilerei, dem ging noch gut -
vier Männer und drei Fraun kaputt.

Babuschka und Stachu im Krankenhaus -
da war die Polenhochzeit aus."

Offenbar nach der Melodie "Als die Römer frech geworden" wurde gesungen:

"Stachu kommt aus Polenland,
in Westfalen unbekannt.

Der Stachu muß sich Kosthaus suchen.
Uberall hört man sie fluchen.

Stachu kauft sich neues Rad -
Vorderrad und Hinterrad,
in der Mitte Trampelrad,
und oben drauf sitzt Kamerad.

Mit Kostalsche hat er gern poussiert,
zu gern hätt er sie verführt.

Doch Kostalsche, die spricht mit Lachen:
Nee nee, bei mir ist nichts zu machen."

Frau K. erinnert sich, daß an dieser Stelle statt "simmserimmsimmsimm" gesungen wurde: "Hau ab, hau ab, hau ab!"
Es muß damals einen Gassenhauer gegeben haben mit dem Refrain "Schrumm, schon wieder ne Flieg' kaputt", an den ich mich auch noch erinnere, ohne ihn aber zu beherrschen. Dieser Gassenhauer und sein Refrain waren die Melodie, in die die nachfolgenden Verse eingebaut wurden:

"Ich Stachu Popolski
ich fuhr sich so schnellski
auf Fahrrad die Straße lang.
Und weil ich nicht schellte
und fuhr ich so schnellski,
da fuhr ich Klein-Jannek auf Kopp.
Ein Schutzmann tat sehen,
was da geschehen,
wie hab ich den Jungen verkroppt.
Er hat gleich gesuchen
nach Bleistift und Buchen
und hat mich auch gleich aufgeschrebbt.
Schrumm, schon wieder ein Strafmandat,
schrumm, schon wieder zwei Mark.
Denk ich darüber,
läuft Auge mich über,
schrumm, schon wieder zwei Mark!"

Treuherzig sagte Frau K., daß sie heute, wenn sie das Lied singe, im Refrain nicht mehr von zwei, sondern von zehn Mark singe, denn das käme den Tatsachen näher, was die Höhe der Geldstrafe anginge.
Dann muß es, wie Frau K. sagt, bis in den 2. Weltkrieg hinein ein Lied gegeben haben, wovon sie nur noch weiß, daß es hieß "Im Sommer, wenn der Kappes blüht". Diese Zeile scheint schon darauf hinzuweisen, daß auch

dieses Lied und seine Melodie kolonietypisch gewesen sein muß.
Der in dem folgenden Text besungene Kleiderschrank ist gar kein Kleiderschrank, sondern die Wandgarderobe, die an Stelle des Schrankes vielfach in den Kumpelwohnungen war:

"Wir hab'n zu Haus nen Kleiderschrank - au - au - au
da fehlt die Vorder- und Hinterwand - au - au - au
die Seitenwände sind nicht da,
da häng'n die Kleider alleine da...
Wir haben zu Haus 'nen Ziegenbock - au - au - au
der ist so mager wie ein Stock - au - au - au
die Rippen gucken zum Bauch heraus,
da machen wir ein Waschbrett raus..."

Ein anderes Lied:

"Viele Jahre sind vergangen, viele Jahre sind vergangen,
als wir noch warn kleine Kinder und der Mutter viel vorsangen.
Jetzt sind wir schon längst erwachsen,
fern ist unser Heimatland.
Könnten wir noch einmal schauen
Italien, unser Heimatland.

Nichts wie Kummer, nichts wie Sorgen
trieb uns in die weite Welt.
Fänden wir nur eine Seele,
die uns schenkt ein wenig Geld,
daß wir könnten Hunger stillen
und bezahlen unser Bett.
Aber alles ist verloren -
wenn ich noch eine Heimat hätt!
Refrain: Grüß Gott, Italien,
Du liegst so fern,
wo heiß die Sonne
und klar der Stern.

In ferne Zonen
sind wir verbannt,
Grüß Gott, Italien,
mein Heimatland.

GASTWIRTSCHAFTEN

Was die Gastwirtschaften in den Kolonien angeht, so sind die "Gemeindegasthäuser" darin ein Kapitel für sich. Ausgegangen war die "öffentliche Hand" von dem Gedanken, durch den Bau der Gemeindegasthäuser Treffpunkte für die Begegnung zu schaffen, in denen dem Alkoholmißbrauch, vor allem der Jugendlichen, ein Riegel vorgeschoben werden sollte. In kleinen und großen Sälen sollte dem Vereinsleben in der Kolonie Raum gegeben werden. Die kleinen Säle und Versammlungszimmer waren für Vorstandssitzungen und Versammlungen gedacht, die großen für die Feste. So gut die Idee war, so anders sah es dann in der Praxis aus. Zunächst waren die Gemeindegasthäuser eine Kokurrenz für die anderen Gastwirtschaften, deren Besitzer mit Argusaugen darüber wachten, daß den Pächtern der Gemeindegasthäuser nicht noch über die Privilegien hinaus, da sie in öffentlicher Regie betrieben wurden, auch noch bei der Beachtung der Polizeistunde und in anderen Dingen Vorteile gewährt wurden. Der Gemeindepolizist drückte im Gemeindegasthaus bei solchen Fragen (seines Arbeitgebers) schon mal ein Auge zu, behauptete die Konkurrenz. Dann waren natürlich die Pächter am besten, die die Pacht auch aufbrachten, d.h. durch Unterhalt einer "ordentlichen Kneipe" für Umsatz sorgten, womit sie wieder in die Schere gerieten: Einmal widersprach eine solche Gastwirtschaft fast diametral dem Charakter eines Gemeindegasthauses, zum anderen war ein solches Gemeindegasthaus natürlich eine echte Konkurrenz zu den anderen Gastwirtschaften, kurz: Nach und nach wurden die Gemeindegasthäuser aus dem Besitz der Gemeinden in Privathand übergeben, d.h. verkauft.

Vor 50 Jahren, 1929, war das bei verschiedenen Gemeindegasthäusern in Gemeinden und Amt Marl der Fall.

Aus meiner Jugend erinnere ich mich, daß die Gemeindegasthäuser an der Grenze von Buer und Gladbeck noch bestanden, ob als Gemeindebesitz oder schon in Privathand der ehemaligen Pächter, das weiß ich nicht. Jedenfalls hieß es "Gemeindegasthaus Grünheit", der Name des Bewirtschafters war also ebenso vertraut wie der Begriff Gemeindegasthaus.

In der "alten Kolonie" gab es zwei Kneipen, zuerst die "Steigerkneipe" Gottlieb Gilos, nahe der Zeche. Sie kann offenbar so etwas wie "das Kasino" gewesen sein. Ich bin 1919 als Zuhörer der Volkshochschule hineingekommen. Einer unserer Deutschlehrer (!!!) demonstrierte die "Kraft der Hypnose" mit einem weißen Kreidestrich und einem (dummen) Huhn... Na-

türlich auch anderes, aber daran erinnere ich mich nicht mehr. Unser evangelischer Religionslehrer hatte einen Vortrag über "Humor im Altertum", der mir, soweit ich mich erinnere, zu altertümlich und zu wenig humoristisch war. Wie gesagt, diese Gastwirtschaft war die "Beamtenwirtschaft", offenbar auch von der Zeche so gesehen, die hier Jubiläen feierte. Die zweite Kneipe in der alten Kolonie war Vennemanns Saal. Der große Saal war bis in die späten 20er Jahre die Notkirche der Katholiken. Dementsprechend war diese Gastwirtschaft eben auch das Lokal der katholischen Vereine, für mich als Protestanten also tabu. Trotzdem war ich so 1923/24 dorthin orientiert zu einem Stenografenkurs der Nationalstenografie von unserer Penne, wohin auch ein christlicher Gewerkschaftler kam, der nebenbei Laienspieler war und dessen Theaterverein bei Vennemann tagte. Als die Katholiken am anderen Ende der Kolonie endlich ihre Kirche bekamen, wurde der Saal Theatersaal. Schauspielerisches Talent hatte ich zwar nicht, aber mitgemacht habe ich an der Schwelle zwischen Penne und Beruf, also um 1923 bis 1926. Ich habe noch ein Foto, auf dem ich mit Seppelmütze, dem Zwiebelbeutel aus unserer Küche, und Handstock neben einem Schulkumpel zu sehen bin. Wir sangen im Chor eines bayerischen Lust- und Singspiels mit.

Aus meiner journalistischen Tätigkeit weiß ich, daß Industrieunternehmen meist auf dem Werksgelände selbst Kasinos unterhalten haben, so Ruhrgas und Ruhrglas in Karnap, wo auch Geselligkeit und Kultur gepflegt wurden, Kunstausstellungen von Werkskünstlern, also entweder werksangehörigen Hobbykünstlern oder echten Künstlern, die sich Werksthemen ausgewählt hatten. Dann aber auch Kunstausstellungen von werksunabhängigen Künstlern, so der Afrika-Tiermaler Moritz Pathé, wie ich mich erinnere. Die "Werktätigen der Arbeit" (Literatur) aber waren wohl wegen ihrer Agressionen gegen die Direktoren hier nicht am Platze.

Als ich 1955 nach Marl kam, stand die Frage der Veräußerung des "Stadthotels", das damals immer noch Stadteigentum war (als ehemaliges Gemeindegasthaus), auf dem Kalender. Eine offenbar betuchte und gasthauserfahrene Witwe aus Paderborn war begeistert: "Kleinigkeit! Daraus mache ich ein Werkskasino, und wenn die Stadt mir ihren Anteil an Empfängen usw. auch noch zukommen läßt, habe ich keine Bedenken, das Haus zu kaufen!"

Trotz der Warnungen meines Chefs, der neben dem Kultur-, Presse- und Sportamt auch noch das Amt für Wirtschaftsförderung leitete, griff die tapfere Dame zu. Erfolg: Pleite! Sie war froh, als ihr nach Jahren das

Haus von einem anderen "abgenommen" wurde, der dort heute eine Stripteasebar - und das schon seit Jahren - mit Erfolg betreibt.
Hart an der Stadtgrenze wurde dann Nabers Wirtschaft gebaut, an der Dudelsackstraße. Bei Nabers sang der MGV Zweckel-Scholven - Zweckel-Gladbeck.
Eine Gartenwirtschaft, hart am Rande der Beamtenkolonie auf Gladbeck zu, war dann noch Klopries. Der Gastwirt Klopries war offenbar Naturfreund und Jäger, denn seine Nischen im Garten zwischen Rotdornhecken waren immer gut gepflegt. Er hatte eine Volière mit Pfauen, Fasanen und anderen Exoten und in seinen Räumen auch Geweihe, wie ich mich entsinne. Klopries war, vielleicht nicht zuletzt der Gemütlichkeit wegen, das bevorzugte Lokal der Heimatvereine.
In der "neuen Kolonie" hatte ein Gastwirt aus Buer-Mitte, Lux, seine Gastwirtschaft aufgemacht, Vereinslokal des SC Hansa Scholven 1919, der also von den Männern gegründet worden war, die jung in Kriegsgefangenschaft geraten waren und dort Fußball kennengelernt hatten. Das ist die Kneipe, in der ich in meinem "Roman" nach einem Sportlerball die Fußballspieler, die Polizei und die Retter der Verschütteten nach dem Einsturzunglück "aufeinanderprallen" lasse. Sicher ist, daß hier die "bösen" Fußballer wiederholt für Krach gesorgt haben. Die Gastwirtschaft lag mit ihrem Gegenüber nahe der neuen evangelischen Kirche.
Hier sind mein Jugendfreund und ich an einem Weihnachtsmorgen mal aufgefallen, so daß unsere Eltern uns mit "Schimpfe" empfangen haben. Und das am Weihnachtstage! Ursache: Wir spielten damals mit Hingabe Schach, auch in der Gastwirtschaft, wo wir uns trafen - nach der Kirche selbstverständlich! Da wir Zeit hatten und das Bier "nicht verschalen" lassen wollten, bestellten wir uns - eine Flasche Wein!!! Diese "Angabe" und "Geldverschwendung" hatte sich schon bis zu unseren Eltern herumgesprochen, ehe wir nach Hause kamen. Dabei hatten wir ganz "vernünftig" gedacht: Drei, vier Bier trinken, das war uns zu teuer, und bei einem sitzen zu bleiben, das war uns zu schäbig, aber die Flasche Wein war eben unseren Beobachtern zu angeberisch. Ob wir tatsächlich ein wenig angeben wollten, weiß ich nicht mehr, unterstelle es aber durchaus...
Die Kneipe gegenüber gehörte Idelmanns, einer uralten Bauernfamilie, und wurde ebenso wie Vennemann am anderen Ende der Kolonie von der ganzen Familie bewirtschaftet, einschließlich der unverheirateten Töchter und Söhne, wobei die Töchter als "Bauerntrampel" in beiden Wirtschaften nicht gerade Anzugspunkte waren.

Ein besonderes Kapitel sind wirklich die Gemeindegasthäuser! Je mehr der Wirt umsetzte, umso besser zahlte er die Miete. Wenn er aber gemäß seinem Auftrag wenig umsetzte, hatte er Schwierigkeiten, die Miete aufzubringen. Das war die Schere, in die die Gemeindegasthäuser allenthalben gerieten und die ihnen schließlich den Faden abschnitt. Wenn auch der Charakter der Gemeindegasthäuser nach und nach entschwand, so sind die Namen vielfach bis heute erhalten. In Hüls ist daraus die Stadtschenke geworden - so stolz war Marl 1936 auf seine Stadtwerdung. Der Saal der Stadtschenke, des als Gemeindegasthaus vor 1926 von der Gemeinde Löntrop gegründeten Lokals, war Theatersaal, nicht nur für das vielfältige Laienspiel, sondern seit den 20er Jahren auch offizielles Theater. Noch heute überfallen mich Erinnerungen sowohl an den "Etappenhasen" wie an "Die andere Seite", an zwei gegensätzliche Soldatenstücke also, die ich dort als Lokalredakteur gesehen habe. 1934 habe ich dort gewohnt im Auftrage der Buerschen Zeitung, deren Kopfblatt Marler Zeitung noch immer am "Jordan", dem Loemühlenbach und der Grenze zwischen Marl und Hüls, aufhörte, obwohl diese Grenze doch schon 1926 aufgehoben worden war. Ich verdiente damals 120 Mark brutto - der Kampf gegen die Heimatblätter hatte schon begonnen, und die Leitung der Buerschen Zeitung war wegen ihrer politischen Vergangenheit und nicht gerade vorbildlichen Geschäftsführung in Bedrängnis geraten. 120 Mark, das waren 96 Mark netto, und davon mußte ich 75 Mark "volle Kost voll" an die Stadtschenke zahlen.

Ich war nach dreijähriger Arbeitslosigkeit trotzdem froh, wenn ich auch pro Tag nicht einmal eine Mark Taschengeld hatte. Als ich später mit Genehmigung des Verlages wieder nach Buer zu meinen Eltern ziehen konnte, so daß sie ein wenig Unterstützung und ich ein wenig mehr Taschengeld hatte, bekam ich für jeden mit dem eigenen Fahrrad gestrampelten Kilometer in meinem Redaktionsrevier Dorsten-Marl-Herten-Buer 0,01 Mark, also einen ganzen Pfennig Sonderlohn, und strampelte mir trotzdem zehn Mark zusammen, bewältigte also 1000 Kilometer auf dem Fahrrad. Diese persönliche Anmerkung zum Kapitel Gemeindegasthaus nebenbei!

Sicher ist, daß viele Gasthausschlägereien auch deshalb entstanden sind, weil Polizeibeamte sich zu wichtig vorgekommen sind und daß Koloniegastwirte sich lieber eine Leibgarde hielten, mit Ort und Gelegenheit vertraute stämmige Burschen, die im Falle eines Falles eher für Ordnung sorgten als das schnell herbeigerufene Überfall-Kommando. Die Sache wurde aber kompliziert, wenn beide, die Leibgarde und das Überfallkommando, eingriffen und sich gegenseitig angriffen... Ich habe immer wieder Gerichtsverhand-

lungen über solche Schlägereien mitgemacht, bei denen dann die Kontrahenten von damals sich längst wieder vertrugen, die Polizisten trotz zerfetzter Jakettärmel, ja trotz "vollzogener Entwaffnung" und ähnlicher Niederlagen - gerichtsnotorisch Widerstand gegen die Staatsgewalt - am liebsten auch gesagt hätten: Aktendeckel zu, vergeben und vergessen!
Einmal geriet ich selbst in eine solche Massenschlägerei. Ursache: Zwei angetrunkene Männer hatten miteinander getanzt, dabei Anstoß bei einigen älteren Besuchern der Gastwirtschaft erregt, die so laut auf den Ober einschimpften, er solle für Ordnung sorgen, daß ein zufällig eintretender Polizeibeamter - in Uniform! - durch sein bloßes Erscheinen "den Funken ins Pulverfaß" warf und das herbeizitierte Überfallkommando so in Bedrängnis geriet, daß es sogar zur "Gefangenenbefreiung" kam (aus dem Wagen, in den die Rädelsführer gebracht worden waren). Beteiligt und dann in Untersuchungshaft waren so viele Mitglieder der 1. Fußballmannschaft von Hansa Scholven, daß für das nächste Spiel "Personalschwierigkeiten" bestanden...
Ja, an dieser Stelle noch einmal Lohntagstrinkereien! Gewiß sind die darüber umlaufenden Geschichten schlimmer als die Schlägereien selbst. Hoffentlich stimmt daher die ewig aufgewärmte Geschichte nicht, daß bis in die 30er Jahre die Krankenhäuser im Pott an den Lohntagen einen Arzt zusätzlich im Dienst haben mußten, damit er sich der bei Lohntagsschlägereien verletzten Kumpel annahm! Obwohl keine ausgesprochene Kolonie, sondern ein Wohnviertel mit privaten Mietshäusern, in denen aber die Kumpel der Hugo-Schächte in Buer wohnten, war und ist noch heute dort der Name "Schlachtfeld" bekannt für einen ganzen Teil der Stadt. Warum? Nun, die Kumpel kloppten sich dort doch immer. Viel sicherer ist die Deutung, daß "Schlachtfeld" von den Straßennamen dieses Viertels kam, daß in den Gründerjahren bebaut wurde: Moltkestraße, Düppelstraße, Königsgrätzer Straße, also Schlachtenorte und Generäle in buntem Durcheinander.
Daß Glücksspiel und Sauferei manchen Kumpel in schwierige Geldverhältnisse und seine Familie in arge Not gebracht haben, dafür gibt es gewiß ebenso sichere Hinweise wie dafür, daß allgemein das Leben durchaus solide war. Jedenfalls weiß ich von Besprechungen mit Kaufleuten, daß Kumpel schlechthin auch beträchtliche Abzahlungsgeschäfte mit "anerkennenswerter Promptheit" erledigten. Vielleicht stimmt daher die Version, daß die Frauen an Lohntagen zum Zechentor gingen, nicht so sehr aus Angst, daß "die Männer das Geld versoffen", als mehr aus Verabredung, sofort

alte Abschlags-, also Ratenzahlungen zu erledigen und neue einzugehen, d.h. notwendige Einkäufe (z.B. Kleidung für die Kinder) zu tätigen. Also im Verhältnis zwischen den Ehepartnern nicht Angst und Aufsicht, um unnötige Saufereien zu verhindern, sondern Verabredung. Wer will das heute noch entscheiden? Jedenfalls werden die Frauen am Zechentor an Lohntagen nicht abgestritten...

Schlägereien, sowohl in Kneipen wie auch in den Gärten hinter den Häusern, ganz selten sogar auf den Zechenplätzen und sogar unter Tage, sind allenthalben vorgekommen, wenn auch offenbar nicht so an der Tagesordnung gewesen, wie man das Jahre später manchmal wahrhaben wollte.

Dabei sind auch landsmannschaftliche Auseinandersetzungen nicht ausgeschlossen gewesen. Nicht unter allen Umständen Krach mit Ausländern, zu denen Österreicher ebenso zählten wie Elsässer und Polen (wobei die meisten zwar polnisch sprachen, aber von der Nationalität her gar keine Polen waren)!

Daß Vereinswesen und Gastwirtschaften eng zusammenhängen, bedarf keiner besonderen Betonung. Daß manche Vereinswirte im Erfinden von Gelegenheiten zu Vereinsgründungen im wohl verstandenen Eigeninteresse allerhand geleistet haben, ist ebenso klar. Ob Ausgangspunkt nun die nahegelegene Kirche war, ob der ostpreußische Gastwirt die landsmannschaftlichen Vereinigungen anlockte oder - wie heute noch hier und da - der einstmals berühmte Sportler/Fußballer eben die Sportler. Sicher ist, daß früher auch in den Kneipen sonntags mehr getanzt wurde als am Samstag, daß also das, was heute alltäglich sich in den Diskotheken abspielt, nämlich Tanzvergnügungen am Werktag, unmöglich war. 1929 kam ich nach Dorsten; dort war im Café Meisterfeld täglich, außer montags, Tanz - das war eine echte Sensation. In Cafés gab es in den 20er Jahren schon beliebte Nachmittagskonzerte, anfangs strikt ohne Tanz. Der Sonntagsfrühschoppen mit gepflegter Unterhaltungsmusik war in ausgesprochenen Koloniekneipen nicht anzutreffen.

KOLONIE-KIRCHEN

Von allem, oder fast allem aus der Kolonie habe ich auf diesen Blättern schon berichtet, nur nicht von den Koloniekirchen.
Liegt das daran, daß ich in meiner Jugend, wenn überhaupt, dann nicht in der Kolonie zur Kirche gegangen bin? Dafür aber nach Essen und Bochum, wo die Evangelisch-altlutherische Kirche, der wir angehörten, eigene Kirchen hatten. Konfirmiert worden bin ich in der Essener Kirche am Moltkeplatz, die der später so bedeutende Architekt für den Bau vor allem evangelischer Kirchen in ganz Deutschland, Professor Dr. Otto Bartning - damals noch Student! - erbaut hat, jener Architekt, der für die Helgoland-Planung nach der Zerbombung nach dem zweiten Weltkrieg verantwortlich war. Und der auch die Erlöserkirche in Marl- Brassert an der Schachtstraße geplant hat; wenn ich recht unterrichtet bin, die letzte Kirche vor seinem Tode überhaupt.
Dazu die Kolonie-Geschichte: "Was" stöhnten die meist Vertriebenen dieses Pfarrbezirks, "sind wir Menschen zweiter Klasse und sollen eine Kirche ohne Turm haben?" Und nach diesem Aufschrei und entsprechenden Finanzierungsbemühungen wurde der Campanile neben die Kirche gestellt! Pastor Wehrmann, dort "mehr Geschäftsmann als Pastor" (wie gesagt wurde), erbaute nicht nur dazu Kindergarten und Jugendheim, sondern auch die Frauen- und Familienschule, ein langgestrecktes Gebäude in der Schachtstraße 104, das heute Begegnungsstätte für die Senioren sowohl der katholischen St. Pius-Gemeinde wie der evangelischen Erlöser-Pfarre ist, die sich mal getrennt, mal gemeinsam treffen.
In Bertlich, das nicht mehr zur Stadt Marl gehört, sondern mit Westerholt, nach Abtrennung von Polsum, nach Herten eingemeindet ist, birgt die schlichte katholische St. Johannes-Koloniekirche ein Kleinod künstlerischen Schmucks (und Denkmal der Spendenfreudigkeit gläubiger Kumpel), so daß mir die Pflicht einfiel, hier auch über Koloniekirchen zu schreiben, was ich weiß. Plötzlich standen eines Tages im Rathaus Marl süddeutsche Kunstkenner vor mir. Sie suchten "das größte sakrale Mosaik nördlich der Alpen" und konnten es nicht finden. Überrascht fiel mir rechtzeitig ein, daß ich unlängst erst mit dem ungarischen Fotografen Ivan Köves in der St. Johannes-Kirche in Bertlich war, um dort das Mosaik der Wiedenbrücker Ordensschwester und Künstlerin Ehrentrud Trost, OSB, aus Varensell zu fotografieren. Ja, das wars, was man suchte.

Für uns ist wichtig, daß die Bertlicher Kumpel 40 000 DM in die Kollekte gaben, mit denen das Rohmaterial des Riesenmosaiks gekauft werden konnte.

Die gleiche Künstlerin schmückte die neue Marienkirche in Marl-Lenkerbeck mit Glasfenstern. Obwohl keine ausgesprochene Koloniekirche, ist St. Marien hier erwähnenswert. Als am 24. Juli 1927 der Schacht III der Zeche Auguste Victoria absoff, wobei fünf Kumpel verschüttet wurden, deren Leichen erst neun Jahre später geborgen wurden, wurde in der etwa 200 Jahre alten Marienkirche Lenkerbeck, die inzwischen abgebrochen ist, ein St. Josefsaltar für die fünf Todesopfer dieses Einsturzunglücks errichtet. Der Altar steht heute in der neuen St. Marienkirche Lenkerbeck. Gedenktafeln an verunglückte Kumpel in Koloniekirchen, Erinnerungen an Katastrophen im Ruhrgebiets-Bergbau in Kirchen!

Zurück zu meiner Jugend!

Die katholische Kirche an der Gastwirtschaft Vennemann an der Baulandstraße ist mir noch gut in Erinnerung, umso mehr, als das gar keine Kirche war, sondern ein riesiger Gastwirtschaftssaal. Wenn ich mich recht erinnere, konnte der sakrale Raum abgeteilt und der Saal, der sonst Kirchenraum war, dann auch für weltliche Zwecke, meist Feiern der kirchlichen Vereine, freigegeben werden.

Die ersten evangelischen Gottesdienste fanden in Scholven in den Räumen der "neuen" evangelischen Schule an der Feldhauser Straße statt, d.h. auf den Fluren der Schule. Immerhin war die Beteiligung an den Gottesdiensten so groß, daß die Klassenräume nicht ausreichten, wobei die Treppe noch zusätzliche Sitzgelegenheit bot. Von solchem Ausweichen der Protestanten in die für sie gebauten Schulen, ehe Kirchen da waren, wird auch aus Marl berichtet. Übrigens: In meiner Dia-Serie habe ich Ansichten der Holzkirchen gefunden, der evangelischen aus der Siedlung Bertlich und der katholischen aus der Siedlung Brassert. Heute ist der Innenraum der nun auch schon 50 Jahre alten neuen Bonifatiuskirche akustisch so gut, daß darin die Philharmonia Hungarica die meisten der insgesamt 104 Haydn-Sinfonien auf Platte spielte.

LESEN IN DEN BERGARBEITERFAMILIEN

Als ich im Seniorenzentrum der Arbeiterwohlfahrt in Marl gemäß einer Anregung der Frage nachspürte, was in den Bergarbeiterfamilien wohl gelesen worden sei, antwortete eine über 80jährige Frau spontan: "Ich habe in meiner Jugend sowohl Schiller wie Ringelnatz gelesen" und erntete damit erstaunte Gesichter ebenso wie Schmunzeln und Lachen.
Aber dieser Frau traue ich die Wahrheit der Antwort zu. Obwohl Bergmannstochter, ist sie allerdings nicht in der Kolonie, sondern auf einem Kotten in Dülmen aufgewachsen, mit sieben Geschwistern. Der Vater arbeitete auf Auguste Victoria und eben auf seinem Kotten.
Ja, natürlich wurden Bücher gelesen! Keine eigenen, wurde mir an anderer Stelle fast einstimmig gesagt - geliehene! Es gab in den Kolonien offenbar Leihbüchereien mit - natürlich - Trivialliteratur. Hier und da waren das selbständige Leihbüchereien, oft aber auch Ausgabestellen in Läden. Auch davon, daß natürlich die Borromäus-Bücherei, die Bibliothek der katholischen Pfarrgemeinde, im allgemeinen nach dem Sonntagsgottesdienst geöffnet, benutzt wurde, wurde mir ebenso berichtet wie von evangelischen kirchlichen Büchereien. Ich selbst erinnere mich, daß meine lesebegierige Mutter auch Bücher aus der Werksbücherei lieh. Diese war im Kindergarten (oder der Kinderbewahranstalt) untergebracht, der natürlich auch von der Zeche unterhalten wurde. Nun weiß ich aber nicht, ob das schon der Fall war, als meine große Schwester, Jahrgang 1914, oder erst, als meine kleine Schwester, Jahrgang 1929, in den Kindergarten ging. Ich glaube aber doch, daß es schon am Ende des ersten Weltkrieges im Werkskindergarten auch eine Werksbücherei gegeben hat.
Natürlich habe ich als Schüler auch Karl May gelesen. Ich erinnere mich noch, daß unser Lehrer, begeisterter Geograph, sagte: "Wenn ihr aus Karten und Atlanten soviel herauslesen könnt wie Karl May, der nie in den Ländern war, aus denen er berichtet, dürft ihr auch Karl May lesen. Wenn auch nicht alle 60 (?) Bände, sechs genügen, weil sich allzu viel darin einfach wiederholt!" Aber - die Karl-May-Bände habe ich mir von Mitschülern leihen können.
Später, nach 1948, habe ich dann in der Koloniewohnung des "Arbeiterdichters" Heinrich Rolf (oder so, ich entsinne mich nicht mehr so genau an seinen Namen, obwohl er in Gladbeck ziemlich bekannt war, wenn auch seine Literatur, glaube ich, über die Moltke-Werkszeitung nicht hinausgedrungen ist), die stattlichste Bibliothek gefunden, die ich je in einer

Bergarbeiterwohnung sah. Was darin stand, weiß ich natürlich nicht mehr. Also es stimmt weder, daß die Koloniebewohner nur die Zeitung lasen und kein Buch, noch, daß sie "klassenkämpferische Literatur" bevorzugt hätten.

Mein Vater hatte elektrotechnische Fachbücher, die er "nur" las, d.h. notwendigerweise, um sich das im Alltag notwendige Wissen um Elektrizität anzueignen.

Meine Mutter las, zum Entsetzten der sie besuchenden Herren Pastoren beider Konfessionen, als über 80jährige noch "Kriminalfälle unseres Jahrhunderts", einen dicken Schmöker, wie sie zeitlebens alles gelesen hatte, was ihr in die Hände kam, Hedwig Courths-Mahler ebenso wie die Lore-Hefte, aber auch "Literatur", sogar Fritz Reuters "Ut mine Stromtied", das wir aus Opas Tagen auf dem Bücherregal hatten und an dem auch ich mir die Zähne sozusagen ausgebissen habe. Mecklenburger Platt, das ist doch für einen, der zwar in Bochum geboren wurde, aber nicht einmal westfälisches Platt sprechen, es gerade zur Not verstehen kann, eine schwere Kost!

Dann hatten wir natürlich Vaters Bibel, die ihm laut Inschrift zu seiner Konfirmation in Waldenburg am 24. Juni 1894 von Pastor Bohnert ausgehändigt worden war, dem Pastor der evangelisch-altlutherischen Kirchengemeinde. Die Bibel ist mir am Tage meiner Konfirmation am 3. April 1924 überreicht worden, ich fürchte nicht so sehr aus Tradition als aus Geldmangel! Damit ist auch der Inhalt unserer Bücherei umrissen. Der Großvater hatte uns politische Schriften hinterlassen, die in unserem ersten Bücherregal standen, aber die Bücher sind ein Beweis, daß "wir" aus dem Rahmen fallen, worauf ich mir weiß Gott nichts einbilde, was ich aber nur insofern bedaure, als ich da nicht mit verwertenswertem Material dienen kann. Das Bücherregal stand im "guten Zimmer", das zweite im Jungenzimmer.

Also mein Klön-Club antwortete auf die entsprechende Frage wie aus einem Munde: Zeitungen! Natürlich hatten wir unsere Zeitungen. Womit hätten die Mütter sonst die Dubbels einpacken können, die "Doppelten", die Brotschnitten, die Väter und erwachsene Söhne mit zur Zeche nahmen!

"Und was hätten wir auf dem Klo anhängen können?" warf eine Seniorin dazwischen. Alle entsannen sich, daß das Zeitungspapier, meist von den Kindern, säuberlich aufgeschnitten und in kleineren Stücken auf dem Klo an einen großen Nagel aufgespießt wurde. Das war unser Klopapier, darin waren sich alle einig.

Aber zum Thema Zeitungen! Daß wir zu Hause eine Zeitung hielten, war selbstverständlich. Als ich als junger Journalist u.a. die Gemeinde- und Amtsratsitzungen in Marl besuchen mußte, gab es in Amt und Gemeinde Marl nicht weniger als neun Tageszeitungen, deren Vertreter oft stärker in der Zahl waren als der Rat selbst - sie rückten nämlich der meist lange dauernden Sitzungen wegen oft in doppelter Besetzung an.
Die Vielzahl der Zeitungen hatte ihren Grund darin, daß Marl sowohl vom damals selbständigen Buer wie von Recklinghausen mit Tageszeitungen versorgt worden war: Die allgemeinen, also neutralen Blätter waren bis zur 1926 aufgehobenen Grenze zwischen Marl und Hüls am Lohmühlenbach die Buersche Zeitung und die Recklinghäuser Zeitung aus dem Zeitungshaus Bauer. Die Buersche Zeitung besteht noch heute als Vorstadtzeitung, ist aber in den Besitz des Zeitungshauses Bauer übergegangen. Die RZ wird 1981 150, die BZ 100 Jahre alt.
Dann kamen die beiden Zentrumsblätter nach Marl, aus Buer die Buersche Volkszeitung, Verlag Felix Post, aus Recklinghausen die Recklinghäuser Volkszeitung vom Verlag Bitter, später Vesdruvag, Vestische Druck- und Verlags AG. Dann die beiden SPD- Zeitungen, der Volksfreund aus Recklinghausen und der Volkswille aus Gelsenkirchen. Dazu für die Evangelischen, die im Rat vertreten waren, sich aber in den "schwarzen" Blättern nicht ausgiebig genug vertreten fühlten, der Generalanzeiger aus Oberhausen über seine Filiale im benachbarten Dorsten, dann weiter der Dortmunder Generalanzeiger und das kommunistische Ruhr-Echo, insgesamt also neun Zeitungen, die Jahr um Jahr erbittert darum kämpften, von den Räten als "amtliches Bekanntmachungsblatt" anerkannt zu werden, d.h. die amtlichen Bekanntmachungen auch bezahlt zu erhalten, was erstens eine immerhin bemerkenswerte Einnahme bedeutete, z.B. bei der Ankündigung der Sitzungen des Amtes und der vier Gemeinden in voller Länge der Tagesordnungen ebenso wie die oft langatmigen amtlichen Bekanntmachungen aller Art. Andererseits war die Anerkennung aber auch die Voraussetzung dafür, daß die an sich gar nicht insertionsfreudigen Marler Geschäftsleute auch in den Tageszeitungen inserierten. Ende der 20er Jahre war alles umso bedrohter, als die Zahl der Arbeitslosen stieg, also kaum Geld für die Zeitungen übrig blieb und dann noch eine "Lohntagszeitung" herauskam, die alle zehn Tage erschien und neben den in Knappheit berichteten lokalen Ereignissen nur Anzeigen brachte.
Unter meinen Zuhörern waren auch solche, die entweder als Kinder selbst Zeitungen ausgetragen oder ihren Eltern dabei geholfen hatten. Lohn:

"Pfennige", sagten sie, ohne es noch exakt zu wissen, zumal die Zahl der Abonnenten nicht allzu groß war. Wenn aber neun Tageszeitungen in Marl überhaupt existieren konnten, und zwar über Jahre hinweg, wobei Prestige- hie Recklinghausen, hie Buer, hie Sozis, hie Zentrum - durchaus mitspielte, so muß angenommen werden, daß in den Kolonien jede Familie ihre Tageszeitungen gehalten hat, denn damals gab es die Chemischen Werke Hüls noch nicht (erst ab 1939), und so wohnte das Schwergewicht der Bevölkerung in den Kolonien von Brassert und Auguste Victoria, also in Hüls und in Drewer.
Erinnert wurde auch an die Unfallversicherung der Zeitungen. Klar wurde nicht mehr (zumal auch ich selbst nicht mehr mit Sicherheit mich daran erinnern kann), ob Zeitungen an tote oder nur tödlich verunglückte Abonnenten eine Versicherung zahlten "bei Vorlage der letzten Abonnementsquittung und des Totenscheines", also unkompliziert und sofort. Ich glaube mich daran zu erinnern, daß man damals sagte: Die Möglichkeit, die Versicherung zu bekommen, also beim Eintreten eines tödlichen, meist doch wohl Berufsunfalles, eine Abonnementsquittung vorlegen zu können, war die beste Garantie dafür, daß die armen Zeitungsboten beim Kassieren nicht allzu oft die Runde bei ihren im heutigen Sinne meist schrecklich armen Abonnenten machen mußten.

GYMNASIASTEN UND STUDENTEN AUS DER KOLONIE

Ich weiß, daß Kinder aus der "Beamtenkolonie" die "bunte Mütze" trugen. Zum Beweis dafür, daß die Eltern das Schulgeld selbst zahlten, gingen sie auch in die Nachbarstadt, nach Gladbeck zur Schule, denn für ortsfremde Schulkinder wurde bestimmt keine Freistelle gegeben.
Und die armen, die Kinder aus der Kolonie, gingen nach Buer zur Schule. Wir waren nur wenige: 1918 zwei Mädchen und drei Jungen. Eines der Mädchen, Grete, kam aus einer kinderreichen Familie. Es waren, ich glaube, sieben Geschwister, der Vater zudem "schwindsüchtig", also bettlägerig krank. Grete aber war "schlau", betreute später sogar die Kinder im Kindergottesdienst. Dazu kam eine K., die nur eine Schwester hatte. Auch diese Familie hatte offenbar den Sinn fürs Höhere, auch fürs höhere Schulwesen, wie man so sagte. Dort war auch mal aus der Verwandtschaft für ein paar Jahre ein Förstersohn, der offenbar mitten aus dem Walde, wo sein Vater als Förster residierte, einen so langen Schulweg hatte, daß er so-

wieso hätte im Internat leben müssen. So kam er also zu seinen Verwandten in die Kolonie und wurde unser noch interessanterer vierter Konpennäler.
Ich glaube, daß später im Journalistenleben Primizianten aus der Kolonie, also Bergmannssöhne, nach Studium und Beendigung der Ausbildung zum Priester in der Heimatgemeinde geweiht wurden. Andere Akademiker aus der Kolonie sind mir fremd, nicht einmal Lehrpersonen bekannt. Da denke ich auch an meinen Freund Willi. Er war kurze Zeit bei irgendeiner Missionsschule an der holländischen Grenze. Sein Vater war Sozialist und Dissident und verunglückte vor Willis Geburt. Da muß seine schwangere Mutter - tief religiös und stockkatholisch - ihn wohl, falls er gesund geboren werden würde, dem lieben Gott versprochen haben. Willi kriegte jedenfalls vom Ortspfarrer, während wir auf die Penne gingen, vorbereitend Latein beigebracht, ging dann für kurze Zeit - ob Jahre oder Monate, weiß ich nicht mehr - in ein Kloster (Steyler Mission?), kam aber zum Entsetzen seiner Mutter wieder zurück, weil er es nicht aushalten konnte.

POLITISCHES GESCHEHEN

So parteipolitisch desinteressiert meine Eltern auch waren - sie hatten doch die Kriegsanleihe gezeichnet und mich mit einer, wenn auch kleinen, schwarz-weiß-roten-Fahne ausgestattet, damit ich mit den Nachbarskindern in den Augustwochen 1914 die Soldaten zwischen Buer-Nord und Gladbeck-West auf ihrer Fahrt zum Westen gebührend verabschieden konnte...
Und während des passiven Widerstandes 1923 gegen die Belgier und Franzosen, die auch Scholven besetzt hatten, sagen wir: "Poincaré dem Ollen/ is sich verrückt auf Kollen/ muß sie sich selber hacken/ sonst kriegt er 'n paar aufn Nacken!"
1918 nach der Ausrufung der Weimarer Republik sangen wir mit Bezug auf Kaiser Wilhelm: "... er kauft sich einen Henkelmann und fängt bei Krupp als Dreher an."
Schlimm war der Belagerungszustand nach der Tötung von zwei französischen Offizieren in Buer, nicht durch den deutschen "Schmied von Buer", wie die Fama damals wußte, sondern durch einen französichen Fahnenschmied. Das war im Sommer 1923, wo am 21. Juni auch der Zwischenfall mit Ludwig Knickmann und Karl Jackstien, Mitglieder des Völkischen Schutz- und Trutzbundes aus Buer, beim Zusammenstoß mit einer belgi-

schen Patrouille nahe der Lippe im Norden Marls geschah. Als Folge wurde der Belagerungszustand verhängt. Ab 18 Uhr mußten die Fenster verschlossen sein. Die Franzosen pflückten in den Gärten Johannisbeeren, Stachelbeeren und Rosen und richteten ihre Gewehre gegen die Fenster, Skatbrüder wurden aus den Lauben in den Gärten geholt und mit hochgereckten Armen abgeführt, ja, unser Nachbar Jupp sprang bei der Rückkehr vom Handball im belagerungsfreien Gladbeck beim Sprung von einem Garten hinter den Häusern in einen anderen in eine Aalkuhle...

Die Sirenen heulten 1923 auch, wenn der Inflation wegen überraschende Lohnzahlungen angesetzt wurden, damit die Frauen zur Zeche kamen und das Geld abholten - damit die Inflation den Wert nicht aufgefressen hatte, ehe die Männer Feierabend hatten!

Einmal ist mir beim Betrachten der "Neuling", ein bunter Zehn-Milliarden-Schein, den Papa mit einem Kumpel teilen mußte, vom Wind aus der Hand gerissen worden. Glücklicherweise habe ich ihn nach aufregender Jagd wiedergefunden.

Während der Besatzungszeit wurde "auf dem Korb" gelöhnt. Einmal schleppten Kumpel auf dem Buckel die hierfür notwendigen Stühle heran. An den verschmutzten Fenstern sah das so aus, als ob Franzosen mit Bajonetten kämen... Alarm, und der Korb mit den Lohnbeamten sauste in die Tiefe!

Der passive Wiederstand damals ist ein Kapitel für sich.

Aufschriften im Zechengelände: "Wenn du eine Kiste siehst, dann laß dich ruhig nieder, denn der passive Widerstand, der kehrt niemals wieder!" Die Kumpels streikten aus Protest gegen die gewaltsame Abfuhr von Kohlen, die angeblich als Reparationsleistungen nicht gezahlt worden waren, und bekamen den Streik von der Regierung bezahlt - einer der Gründe für die galloppierende Inflation. Zunächst sah man die Kumpel auf den Grünflächen vor den Zechen bei Skat, Dame, Halma oder Schach; dann fuhren sie an, weil die Franzosen sie übertage "belästigten". Untertage ist angeblich nirgendwo ein Franzose gewesen. Der einzige, der mit ihnen beim Eintreffen verhandeln konnte, war auf Scholven der kommunistische Betriebsrat Franz N., später lange Jahre Stadtverordnetenvorsteher als Sprecher der stärksten, der kommunistischen Partei, erst im Buerschen, dann im Gelsenkirchener Stadtverordnetenrat. Er hatte Französisch als "polnischer" Kumpel in Frankreich gelernt... Stadtverordnetenvorsteher, das war das, was heute der Oberbürgermeister ist. Der Kommunist N., der (natürlich!) aus Scholven stammte, d.h. dort wohnte, wurde von den Nazis nach 1933 "ge-

duldet". Angebliches Gespräch zwischen ihm und einigen Nazis beim Skat: "Na, Franz, was ist das denn nun mit deiner drieten Internationale?" - "Ooch, genau so gut wie mit deiner drieten Kompagnie" (im Schützenverein, in der sich sein Gesprächspartner im "drieten" Himmel fühlte).
Willi K., Sohn eines Magazinverwalters und SPD-Mannes, in der Lehre als technischer Zeichner, wird vom Vater angeregt, zur "Sicherung der Demokratie" sich in dem 100 000-Mann-Heer um Einstellung zu bemühen. Nach wiederholter Ablehnung des schlanken, sportgewandten jungen Mannes - Fußball! - endlich Einstellung bei der berittenen Artillerie in Mecklenburg-Schwerin. 1939 bei Kriegsausbruch wäre seine zwölfjährige Dienstzeit gerade zu Ende gewesen. Er gehörte zu einer Einheit, die dafür "ausgezeichnet" wurde, wenn montags Zwischenfälle mit nicht gegrüßten Nazi-Bonzen gemeldet wurden. Einer seiner Kommandanten geriet in die Reihe der nach dem 20. Juli 1944 wegen des Attentats auf Hitler verfolgten Personen.
Willi K., 1939 Hauptwachtmeister, mußte aktiv an der Zusammenschießung Warschaus teilnehmen, wurde, wie alle Soldaten in gleicher Lage, bevorzugt befördert und war bei Kriegsende Oberst und Träger des Deutschen Kreuzes in Gold. Er erzählte: "Meine schönste Heldentat war, mehrere tausend deutscher Zivilisten unter militärischer Deckung vor der Wut der Tschechen aus Prag nach Süddeutschland zu geleiten." Als er nach Hause kam - inzwischen mit einer Offizierstochter aus Pommern verheiratet - war die Wohnung seiner Eltern geplündert worden. Rache an einem Nazi - da sein Vater wirklich Mitglied der nationalsozialistischen Betriebsorganisation und Luftschutz-Blockleiter geworden war. Der Sohn und "Nazist" holte die Möbel seiner Eltern wieder aus den Wohnungen der Nachbarschaft.
Er selbst mied den Kohlenpott, wurde als Bademeister, Straßenbauer, Reitlehrer in Lutter am Barenberge aus den Stellungen herausgeekelt, eben als Nazi, und seit 1950 habe ich nichts mehr von ihm gehört. Offenbar war er jung genug, noch reaktiviert zu werden...
Was bewegte die Männer damals mehr: Taubensport oder Politik? Aus meiner Erfahrung ist diese Frage auch wieder nur sehr persönlich zu beantworten. Nur am 1. Mai sah man nach 1918 an den roten Fahnen, wer sich zur sozialistischen oder kommunistischen Partei bekannte. Wenn ich mich recht erinnere, waren das viele Bewohner unserer Straße - die "Bochumer" vor allem, Bergleute, die nach dem Bochumer Streik nach Scholven gekommen waren.
Während der Tanzschulzeit tanzte ich besonders gern mit einem Mädchen namens M.. Als ich es einmal zur Nikolausfeier des Sauerländischen Ge-

birgsvereins mitbrachte, an der ich auf Einladung des Vereins als Pressemann mitmachte - mein Deutschlehrer, Professor Bernd Schmitz, aus dem Münsterland gebürtig und Verfasser des Anekdotenbuches "Wat is de Aap doch en spaßig Mensk", machte den Nikolaus -, fragte mein Kollege Alfons Neukirchen mit Blick auf meine Partnerin: "Bist du verrückt geworden?" Ich verstand ihn nicht, und bei der nächsten Gelegenheit machte er mir klar, daß ich die Tochter der kommunistischen Stadtverordneten mitgenommen hatte, von der ich natürlich wußte, daß sie M. hieß. Aber daß es ihre Tochter war, die so gut tanzte, das war mir zunächst angenehm, dann aber doch eine große Überraschung, so daß ich das junge Mädchen mehr zu meinem Bedauern nur noch "außerhalb der Gesellschaft" treffen konnte.
Buer hatte aus alten D-Zug-Wagen ein Obdachlosen-Asyl eingerichtet. Zwischen Scholven und Bülse standen die D-Zug-Wagen sehr zum Ärger der Nachbarn, aber auch der Bewohner selbst natürlich, die sich darin nicht besonders wohl fühlten, Jahr um Jahr, ohne daß ihre hygienischen Verhältnisse gebessert wurden. Im Gegenteil: Das Ärgernis wurde immer größer. Nach und nach gab es nun eine große öffentliche Debatte mit der Forderung "Weg mit der D-Zug-Kolonie!" Aber wohin mit den Obdachlosen? Während in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten die Debatte darüber hin- und herging, wie furchtbar die Zustände in den D-Zug-Wagen schließlich seien - wobei ebenso verniedlicht wie übertrieben wurde -, stellte der Stadtverordnetenvorsteher N., der die Verhandlung zwar zu leiten, nichts aber dazu zu sagen hatte, stillschweigend eine bis oben hin mit Läusen gefüllte Flasche auf den Verhandlungstisch. Ein wahrhaft durchschlagendes Argument!
Übrigens, im Magistratssaal von Buer - damals gab es in der Kommunalverwaltung das Zwei-Kammer-System: über dem Stadtverordnetengremium tagte der Magistrat mit amtlichen und ehrenamtlichen Mitgliedern, wobei der Magistrat natürlich wesentlich kleiner war als das Stadtverordnetengremium - hing über dem Sitzungstisch ein Wandgemälde mit einem Spiegelbild ebendieses Tisches, an dem sich die Magistratsmitglieder die Köpfe heiß redeten. Zum Teil waren unverkennbar die gleichen Personen abgebildet. Über den Tisch auf dem Gemälde schritt gravitätisch ein Kamel, und darunter stand der Spruch: "Wenn über eine Sache endlich Gras gewachsen ist, kommt sicher ein Kamel daher, das alles wieder runterfrißt."
Oft soll eine bedeutungsvoller Wink mit dem Daumen auf das Bild Magistratsdebatten schneller beendet haben, als das zu erwarten gewesen war...

Als Kumpel, Vertreter der christlichen Gewerkschaften, saß auch der Knappschaftsälteste M. aus der Kolonie Bergmannsglück im Rat der Stadt Buer. Sein Sohn war in unserer Klasse. Unser Mathematiklehrer war Hermann M., seines Zeichens ebenfalls Mitglied der Zentrumsfraktion des Rates und ihr Haushaltsexperte. Und wie heute gab es damals natürlich auch in den Parteien "Flügel". Hermann M., bürgerlicher Herkunft, Akademiker und "Rechner", gehörte dem rechten Flügel des Zentrums an. Er war Freund des zunächst im Stadtrat, dann auch im Reichstag vertretenen Buerschen Kaufmanns Josef W., dem Gründer von drei noch heute in Buer, Gelsenkirchen und Bochum bestehenden Kaufhäusern. Knappschaftsältester M. aber war am linken Flügel, so daß es selbst zwischen diesen beiden Zentrumsmitgliedern innerhalb der Fraktion in aller Offenheit manchmal Debatten gab, die ich später als Journalist miterlebt habe. Zuvor in der Schule aber fragten wir, natürlich unserem Schulfreund M. zuliebe, warum unser Mathe-Lehrer diesen dann wieder so zusammengestaucht hätte. "Ja, Jungens," sagte er einmal, "einen Krieg verlieren und dann noch weniger arbeiten und mehr verdienen wollen - das kann nicht gutgehen! Das kann sich jedes I-Männchen ausrechnen."

Aber M. hätte nicht in die Kolonie zurückkommen können, wenn er zum Beispiel die Forderung nach dem Acht-Stunden-Tag auch nur andeutungsweise aufgegeben hätte.

Aus unserer Kolonie stammte auch, wenn auch von der Beamten- Seite, der Steiger August H., der als Kohlen-Experte im Völkerbund saß, später, nach 1945, SPD-Landtagsabgeordneter und sogar "Kohle-Minister" der Regierung der sozial-liberalen Koalition in Düsseldorf wurde. Als August H. während des "Tausendjährigen Reiches" als "Systempolitiker" in der Versenkung verschwinden mußte, hat er in Essen eine Marinadenfabrik gegründet, die seine Söhne noch heute unterhalten.

Zu meiner Zeit kaum auf der politischen Bühne, wenigstens weiß ich das nicht, wurde Schmiedemeister Hermann Z. nach 1945 als Angehöriger der SPD-Fraktion des Rates der Stadt Gelsenkirchen auch Bürgermeister, also Stellvertreter des Oberbürgermeisters. Er begegnete mir auch als Stadtverbandsvorsitzender des Sängerkreises Gelsenkirchen, da er seit Jahrzehnten dem Männergesangverein Gladbeck-Scholven angehörte, der an der Grenze der beiden Städte herangewachsen war, weithin als "Beamtengesangsverein" galt, obwohl das ja nun so auch nicht stimmte. Aber: Hermann Z. war auf keinen Fall Nazi, gehörte zu den unbelasteten Männern nach 1945 und kam so auf die politische Bühne.

Dann! Kolonisten reinsten Wassers! Vater Guido und Sohn Rudolf H., weit über die Grenzen Marls hinaus bekannt gewordene Kommunalpolitiker aus der Kolonie Brassert. Aus Sachsen nach Westfalen verschlagen, gehörte Guido H. dem Rat der Gemeinde Marl sogleich nach dem ersten Weltkrieg an, anfangs als Sozialist, später als Unabhängiger, d.h. Angehöriger der "Unabhängigen Sozialdemokratie", der USP. Als in den 20er Jahren die KPD auch in Marl stärkste Ratsfraktion war, hoben ihn unter Führung des Zentrums die "Splittergruppen" auf den Thron als Gemeindevorsteher, um zu verhindern, daß ein Kommunist diesen Posten einnahm, da es ja parlamentarischer Brauch war, die Position der stärksten Partei anzubieten. Aber wenn die stärkste die kommunistische war, dann waren eben staatspolitische Winkelzüge durchaus reell - oder eben: Kompromisse. Das paßte den Marlern umso weniger, als die "Poahlbürger" sich (was durchaus stimmen mag) schon gegen die "Pollacken" wandten, als nahe dem alten Dorf Marl, dort wo heute das Theater steht, die ersten Bohrungen nach Steinkohle fündig waren. Wäre dort der Pütt abgeteuft worden, wären die "Pollacken" ihnen zu nahe auf die Pelle gerückt. So wurde die Kolonie Brassert - genannt nach Heinrich Brassert, einem der Schöpfer des Bergpolizeigesetzes, an den heute noch eine Straße und eine Medaille in Bonn erinnern - zwei Kilometer nördlich des Gemeindezentrums Marl errichtet. Guido H. war ebenso überzeugter Sozialist wie Kämpfer für soziale Gerechtigkeit in der Kommunalverwaltung; er wurde sogar unbesoldeter Beigeordneter im Magistrat und durch die Franzosen wegen seiner "deutschen Haltung" ausgewiesen. Er war auch begeisterter Feuerwehrmann. Wobei die Fama ging: Seine schönste Zeit war die Kommißzeit und seine größte Freude ein guter Tropfen, zwei Dinge, die sich bei der Freiwilligen Feuerwehr umso besser paarten, als er als Gemeindevorsteher auch noch offiziell mitmachen konnte. Ich erinne mich, Guido H. mit Vollbart unter dem Feuerwehrhelm gesehen zu haben. Es verging keine Gemeinderatssitzung, die er nicht mit einem "Antrag zur Geschäftsordnung" eröffnet hätte. Wieder hatte die zahlreich erschienene Presse, die oft mehr Stühle besetzte als der Rat, ihn, seine Fraktion oder seinen Rat "beleidigt", so daß sie "ausgeschlossen" werden mußte. Amtmann G. ließ die Pressevertreter nicht allzu weit entkommen, da "die Schreiberlinge" - nach entsprechender Mahnung durch Guido H. - bald wieder zugelassen wurden...

Im Rat saß auch ein junger Kommunist, der aus dem Waldenburgischen Bergland stammte, Oswald C. Während sein älterer Fraktionskollege Z. immer Ausflüge in die "höhere" Politik machte, beschränkte sich Oswald C.

auf Marler Probleme, denen er natürlich den Stempel des kommunistischen Manifestes aufdrückte. Oswald C., der sich nahe dem Amtshaus einen Kiosk mit Toilette "für die Fahrgäste" erbaute und auch das "Tausendjährige Reich" überdauerte, wurde nach 1945 als Mitglied der SPD-Fraktion stellvertretender Bürgermeister in Marl. Er blieb ein echter Kolonist auch in seiner das ganze Leben überdauernden Liebe zur Kleintierhaltung und zum Garten am Haus. Gar nicht ängstlich, auch in seiner Sprache bei offiziellen Anlässen, unbekümmert, hatte er nur Angst, dem Vater des evangelischen Pastors zum 80. Geburtstag zu gratulieren, obwohl dieser bis ins hohe Alter hinein Turnvater war, also mit C. nicht Halleluja sang, wie es jener wohl befürchtet hatte.

Aber zurück zu Guido H.! Mit seinem Sohn Rudolf, geboren am 8. September 1910 und gestorben am 6. Mai 1965, saß er zusammen im Rat der Stadt Marl, d.h. nach 1945. Rudolf H. hatte als Sohn des sozialistischen Gemeindevorstehers nach 1933 Schwierigkeiten, in die Lehre zu kommen - nicht einmal beim Eltwerk der Stadt Marl, das ihn nur als Stromableser beschäftigte. Als "Jugendbewegter" mied er im Gegensatz zu seinem Vater den Alkohol zeitlebens; er besuchte per Fahrrad Kurse der Volkshochschule Essen, kurz: er bemühte sich frühzeitig um Bildung über die Volksschule hinaus. Wegen Landesverrats zu Zuchthaus verurteilt, wich er nach Danzig aus, während sein Vater bis 1945 in Holland lebte. Beide kamen 1945 nach Marl zurück. Rudolf wurde Bürgermeister der Stadt, später auch des Amtes, Bundestagsabgeordneter und mit allerlei Ämtern einer der meist genannten und bekannten Kommunalpolitiker der Bundesrepublik. Er vermehrte sein Wissen u.a. durch Auslandsreisen, ließ aber keine Gelegenheit aus, darauf hinzuweisen, daß er echter Kolonist sei und es auch bleiben werde.

Seinem Anstoß verdankt es Marl, daß es - schon seit der Gründung des Ruhrsiedlungsverbandes 1921 dazu ausersehen - Musterbeispiel für die Bildung von Großstädten in industriellen Entwicklungsräumen war und es geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Marl verdankt Rudolf H. bedeutende Bauten hervorragender Architekten, was allein ein Buch füllen würde und hier nur als Hinweis geschrieben ist, da jedermann jederzeit "alles über Rudolf H. in Marl" erfahren kann, obwohl sein Abgang - nicht allein der überraschende Tod durch Herzversagen - nicht ohne Dramatik war. Auf sein Drängen waren 1,5 Millionen DM aus dem Rathausbaufonds, die "noch nicht gebraucht wurden", mit Zustimmung des Rates zu Vorzugszinsen nach Berlin geliehen worden. Die Bank, die dieses Geschäft vermittelt

hatte (und zwar, nachdem Rudolf ihre Bonität außer Zweifel gestellt hatte), ging pleite, und die 1,5 Millionen waren unwiederbringlich futsch! Eine Marler Schriftstellerin (Margarethe Wiedemann) hat dieses Drama sehr frei in einem Roman, "Die Stadt, das bin ich", geschildert.
Rudolf H. war durch die Kolonie geprägt und hat sich zeitlebens dafür eingesetzt, dem Ruhrgebiet bessere Wohn- und Arbeitsverhältnisse für seine Bewohner zu geben.
Da habe ich ja den Gaujugendführer Gustav Adolf L. vergessen, oder welchen Titel er hatte. Fast Nachbarsjunge von uns, in der Kolonie Scholven! Die Eltern, wenn ich mich recht entsinne, brave Schlesier und gar nicht mit dem Fanatismus ihres Jungen zufrieden, auch dann nicht, wenn er in schöner Regelmäßigkeit mit seinem schneidigen Dienstwagen von Münster aus vorfuhr oder vorfahren ließ, um seinen Eltern Guten Tag zu sagen. Da Gustav Adolf L. eine Generation unter mir lebte, eine Schulgeneration, weiß ich nur, daß ich zum Jubiläum der Volksschule Scholven (25 Jahre), so nach 1933, an seiner Stelle als ehemaliger Schüler sprechen mußte - ein Volksgenosse, nicht einmal ein Parteigenosse! - anstelle des Gaujugendführers, und daß mir G.A. L. dafür auf der Tribüne einer hochoffiziellen Parteiveranstaltung coram publico zum Entsetzen der braununiformierten Goldfasane nicht nur die Hand drückte, sondern sich auch eine längere Weile mit mir unterhielt, während alles andere auf seinen Auftritt wartete... Was dann die kühle Ablehnung meiner Person, auch als Lokalberichterstatter, der eben nur Volksgenosse war, bei manchem Parteigenossen in Marl auftaute!
Ein paar Tage vor der Währungsreform am 20. Juni 1948 war ein Fahrrad gestohlen worden. Beobachter hatten gesehen, in welchem Haus der Dieb mit dem damals überaus kostbaren Fahrrad entschwunden war, und schickten die arlamierte Polizei in das Haus, das auf den Kopf gestellt wurde. Das Fahrrad wurde nicht gefunden, dafür aber ein Kumpel, der "am Wursten war". Das zerlegte Schwein lag auf dem Küchentisch, und der Kumpel nebst Familie und Angehörigen sowie Nachbarn war feste dabei, Fleisch in Wurst zu verwandeln. Wie erschrocken waren beide Teile, der Kumpel und seine Helfer, aber auch die Polizeibeamten, die ein Fahrrad vergebens gesucht und eine Schwarzschlachtung entdeckt hatten, von der sie nun sogar widerwillig Aktennotiz nehmen mußten, die eine Gerichtsverhandlung zur Folge hatte. Der brave Kumpel hatte lange Jahre um eine Nachzahlung an Rente gekämpft, indem er einen höheren Prozentsatz an Anerkennung für Silikose, Steinstaublunge, als Arbeitsunfall erreicht und die Nachzahlung

in beträchtlicher Höhe dafür von der Ruhrknappschaft erhalten hatte. Und das einige Tage vor der Währungsreform, wo das mühsam erkämpfte Geld in der Sonne schmelzen würde, so daß er froh war, gegen sein fast wertloses Geld ein großes Stück von einem schwarzgeschlachteten Schwein zu bekommen! Seine Beteuerung vor Gericht, daß er doch unschuldig sei und daß die großen Schieber straffrei blieben, wurde vom verständnisvollen Richter zwar "anerkannt", was diesen aber nicht davon befreite, das Wirtschaftsvergehen ahnden zu müssen.

Ludwig Knickmann, den die Nazis zum Heros emporjubelten, erhielt nach 1933 an der Lippe ein Denkmal. Im Klön-Club Marl-Hüls wurde mir berichtet, daß vor einem geplanten Ehrenaufmarsch biedere Kumpel aus Hüls das Hakenkreuz am Ehrenmal abholten, weil "es noch vergoldet werden müsse", und daß es erst in letzter Minute durch ein anderes ersetzt werden konnte. Die Täter von damals, die so gegen die Nazis protestierten, schmunzeln noch heute über ihren "Jungenstreich", der ihnen oder ihren Eltern viel Unannehmlichkeiten hätte einbringen können. So was versteht heute keiner mehr, wenn selbst auf den Friedhöfen das Umstoßen von Grabsteinen nicht mehr Grabschändung genannt werden darf, nicht mal mehr Dummerjungenstreiche sind, sondern "verständliche Agression" der armen Jugendlichen, für die die Stadt auch gar nichts tut und sie hilflos ihrer Arbeitslosigkeit und ihren Problemen überläßt. Aber wir, die Jugend von damals, wir hätten doch eigentlich Hitler und seine grausamen Hilfsgesellen gelegentlich einmal umbringen können...

Natürlich gab es in unserer Kolonie SA-Männer, die so weit links waren, daß sie rechts wieder herauskamen, also vorher zumindest nahe der KP gestanden hatten und nun braun geworden waren. Nur, daß sie sich jetzt "bekennen" mußten, also als Mitkämpfer regelrecht "verhaftet" waren und auch die Uniform tragen mußten. Vielleicht gefiel vielen von ihnen der Korpsgeist in den SA-Stürmen, nicht zuletzt auch das Freibier und die Möglichkeit, über die SA wieder in Arbeit zu kommen.

Mein Vetter, Jahrgang 1903, war, wie schon erwähnt, Mitglied des Arbeiter-Sportbundes, als solches in der Karwoche 1921 von Gladbeck, wo er bei der Schnapsbrennerei Rosör einer dort aufgestellten Reichswehrhaubitze zu nahe gekommen war, verhaftet und bis nach Ostern mitgeführt worden bis nach Sterkrade. Unterwegs ist er "zur Abgabe von Geständnissen" - offenbar über Organisationen in der Arbeiterschaft - zur Einschüchterung wiederholt "an die Wand gestellt" worden. Von ihm weiß ich, daß er nach 1933 zum Entsetzen seines Vaters (SPD-Mitglied!) beim Stahl-

helm landete, um, wie er mir sagte, endlich wieder in Arbeit zu kommen. Das gelang ihm beim Bochumer Verein (ob nur wegen der Stahlhelm-Zugehörigkeit, weiß ich nicht), dem er dann bis zu seiner Pensionierung treu blieb.

Wie kompliziert es damals manchmal war, aus dem Gestrüpp der offenbar irgendwo gesammelten Meldungen über seine eigene Person etwas herauszukommen, erfuhr ich selbst.

Als parteipolitisch Unzuverlässiger bekam ich erst 1937 eine "kleine Zulassung" für den Journalistenberuf, und zwar für den lokalen Sport und für Kunstberichterstattung, Abschnitt: Kunsttanz! Wieso, wußte ich nicht. Ich schrieb also weiter wie schon vorher, konnte aber weder "verantwortlich zeichnen" noch an offiziellen Parteiveranstaltungen als Berichterstatter teilnehmen. Das fiel natürlich nach und nach auf. Fritz F., einstmals Ratsherr der NSDAP im Rathaus Buer, später Gelsenkirchen, inzwischen Gauleiter geworden, kam kurz nach 1933 einmal in das Café Halbeisen in Buer, damals Treff der Bürger und Journalisten natürlich. Mein Berufsgenosse Paul K., Bergmannssohn aus Scholven und später bis zu seinem Tode Chefredakteur der Buerschen Zeitung, und ich wunderten uns über die gespannte Fülle im Lokal und merkten dann, daß es sich offenbar herumgesprochen hatte, daß "unser Fritz" kommen würde, in seiner neuen Würde als Gauleiter. Als er eintrat, erhob man sich stracks von den Sitzen, reckte die Arme und brüllte "Heil Hitler". Fritz F. aber - setzte sich zu uns, den beiden Nichtparteigenossen!! Entsetzen auf allen Gesichtern! Aber wie es seine Art war, ergötzte er sich daran und erklärte uns, daß er tief enttäuscht gewesen wäre, wenn auch wir beide "rechts geschwenkt" seien. Dafür kannte er uns und unsere politische Haltung viel zu lange, und mit einem Blick in die Runde meinte er: "Leider sind nur wenige so ehrlich geblieben." Das galt den "Märzgefallenen", Leuten also, die die noch möglichen Eintrittsfristen in die NSDAP oft konträr zu ihrer bekannten politischen Grundhaltung benutzt hatten und eben im März in die Arme oder die Armee der NSDAP "gefallen" waren. Dann stellte sich plötzlich heraus, daß gegen mich allerlei böse Anschuldigungen vorlagen. Da ich Junggeselle und in Arbeit war, war ich damit zufrieden, in einem "Stillhalteabkommen" mit geringem Lohn beschäftigt zu werden auch in der Zeit, da die Buersche Zeitung bedroht war und absank. Ich war also nicht aus Gründen der Familienfürsorge gezwungen, durch Anlegen der SA-Uniform in Arbeit zu kommen, wie viele andere.

Mein Bruder war nach der Lehre sieben Jahre ohne Arbeit, dann bekam er wieder welche. Als 1938 seine Zwillingstöchter geboren wurden, hatte er schon das halbe Kindergeld verdient! Von diesem Kindergeld aber muß noch geredet werden: Gegen mich lag Schlimmes vor. Ich erfuhr, daß ich in der Versammlung des "Arbeitsdankes" mit geballter Faust gegrüßt hatte. "Arbeitsdank" war die Organisation derjenigen, die sowohl den Freiwilligen wie den Reichsarbeitsdienst absolviert hatten und daher bevorzugt in Arbeit kommen sollten. Da ich in Arbeit gekommen war, im Juli 1933 nach Rückkehr aus dem FAD (Faulste Arbeiter Deutschlands...) war ich nie im Arbeitsdank. Derjenige, der dort angeblich mit geballter Faust gegrüßt hatte, konnte nur mein Bruder sein! Auf Anfrage gab er das sofort zu, allerdings bestritt er lebhaft, so dämlich gewesen zu sein, mit geballter Faust zu grüßen. Auf die dort gestellte Frage, wer nun beides, Freiwilligen und RAD geleistet habe, also bevorzugt vermittelt werden sollte, habe er sich gemeldet mit erhobenem Arm, an dem er allerdings nicht die Finger vorschriftsmäßig gestreckt hatte, wie er zugab. Er meinte auch, ich solle die Verwechslung melden, er fürchte keine Folgen. Doch wir kamen nach Rücksprache mit unseren Familien zu der Auffassung, die Anschuldigung auf sich beruhen zu lassen, da sonst mein Bruder u.U. das ihm gezahlte Ehestandsdarlehen hätte zurückzahlen müssen, und das wäre ihm nach siebenjähriger Arbeitslosigkeit sehr schwer gefallen.

Meine Mutter ging einmal zur NS-Frauenschaft. Die Kindergärtnerin mußte für die NS-Frauenschaft Werkkurse durchführen, aber das behagte meiner Mutter nicht, die gern zu den Handarbeitskursen der Evangelischen Frauenhilfe gegangen war.

Natürlich wohnten in unserer Straße ebenso überzeugte Nazis wie aus dem KZ entlassene Kommunisten und Bibelforscher, aber weder diese noch jene erzählten etwas vom KZ!

DER KAPP-PUTSCH

Obwohl ich stückchenweise schon kurz davon berichtet habe, veranlassen mich Veröffentlichungen über den Kapp-Putsch in der ÖTV-Zeitschrift Magazin vom März 1980 und der WAZ vom 10. März 1980, noch einmal darauf einzugehen, weil darin so viele "Kolonie-Geschichten" stecken und zwar kolonie-typische, die aber kaum aufgeschrieben sind.
Offenbar waren die Aktivisten der roten Spartakus-Armee bis auf Ausnahmen nicht "aus der Kolonie", aus dem Norden des Ruhrgebietes, sondern hinzugezogen (worden?).
In Zweckel sollen zwei Spartakisten, angeblich Vater und Sohn, vom Turm der katholischen Kirche aus den Panzerzug aus Richtung Wesel ins Ruhrgebiet mit Maschinengewehrsalven lange aufgehalten haben. Wir konnten die Kirche zwar sehen, aber ich weiß heute nicht mehr, ob ich diesen Zwischenfall auch selbst gesehen habe oder ob mir die Erzählungen darüber im Gedächtnis geblieben sind.
Sicher ist, daß uns auf unserem Schulweg nahe dem Bahnhof Buer Nord die Kassenzettel des gestürmten Althoff-Warenhauses entgegenflatterten. Von der Vorderfront des damaligen Hindenburg-Gymnasiums beobachteten wir die Zusammenrottung vor dem Rathaus, sahen viele umfallen und glaubten, die wären alle tot. Unser Lehrer beruhigte uns, indem er uns in die Klasse zurückrief und uns u.a. erklärte, wie das Maschinengewehr funktioniert. Auf Schleichwegen wurden wir erst spät nach Ende der Schulzeit entlassen.
Mit Sicherheit weiß ich, daß mein Onkel mich am 1. Mai, ob schon 1920 oder erst später, jedenfalls vor 1924, mitnahm zum "Grab der Märzgefallenen" in der Haard. Mein Onkel gehörte zu den religiösen Sozialisten unter Pastor G. in Gladbeck, dessen Sohn später lange Jahre Pfarrer in Dorsten war. Der Weg war weit, denn das Grab der Märzgefallenen liegt nahe dem Zusammenschluß der Bahngeleise der Strecken Sinsen-Haltern und Marl-Hamm am Verkehrsband V 9 über die Straße Auf dem Hassel an den beiden nicht mehr benutzten Schulgebäuden vorbei hinter einem losen Drahtgitter am Waldrande. Es war ursprünglich mit einer Freiheitsfackel auf einem Stein geschmückt: In geballter Faust flackerte die Flamme der Freiheit. Dieses Symbol wurde zwar nach 1933 verstümmelt, nicht aber beseitigt. Ob hier wirklich einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, Gefallene der Spartakus-Armee beerdigt worden sind oder ob es sich hier nur um eine Gedächtnisstätte handelt, haben weder Ernst Paul R., der damals in Hüls wohnte,

noch ich eindeutig ermitteln können. Das gilt auch für das Ehrenmal der Kirchengemeinde "Im Hämmken"; die Region gehörte früher als Teil der Gemeinde Hamm-Bossendorf zum Amt Marl, seit dem 1. Januar 1975 aber mit Bossendorf zu Haltern. In den Bereich dieser Stadt ist auch das "Grab der Märzgefallenen" in der Haard gefallen. Aber zurück zum Ehrenmal an der Marler Straße im Hämmken. Auf den senkrechten Platten findet man die Namen der "Söhne der Gemeinde", die im ersten und zweiten Weltkrieg gefallen sind. Davor liegen zwei Platten, deren Inschrift beginnt "Hier ruhen..." und dann folgen, glaube ich, zwölf Namen. Dabei handelt es sich eindeutig um die Namen von Arbeitern einer Dortmunder Firma - aus dem süddeutschen Raum? - die "standrechtlich in einem Keller nahe dem Denkmal erschossen" worden sind.

Mit Befehl und Auftrag der Reichsregierung stießen Freikorps von Haltern in das sonst vollkommen besetzte Ruhrgebiet vor mit der angeblichen Maßgabe, jeden Widerstand der Spartakisten unbarmherzig zu brechen. Seit 1916 war der Bau des Lippe-Seiten-Kanals mit umfangreichen Verlegungen der Lippe auch in dieser Gegend in Hamm kurz vor Haltern im Gange. Ungestört von dem Generalstreik arbeiteten sie auch in diesen unruhigen Tagen des Kapp-Putsches, wurden von den Soldaten als Spartakisten beim Ausheben von Schützengräben betrachtet und eben standrechtlich erschossen. Ob ihre Leichen überhaupt oder nur vorübergehend an Ort und Stelle beigesetzt worden sind, will keiner mehr genau wissen. Auf jeden Fall ruhen sie heute nicht mehr da. Wie überhaupt, wenigstens ging es mir so, überall, wo ich davon gesprochen habe, zwar keine direkten, aber indirekte Zeugen jener Erschießung auftauchten, die mir versprachen, daß ältere Angehörige Genaueres wüßten und mir ihre Berichte aufschreiben würden. Das ist nicht geschehen. So ging es mir amtlich, als ich für das Archiv der Amtsverwaltung Marl sammelte, aber auch privat. Irgendwo - Spethmann? - habe ich mal gelesen, daß der "rote General" Wohlgemuth ein Haus in der Brassertstraße in der Kolonie Brassert als Leichenschauhaus habe herrichten und die Toten der Spartakus-Armee dort habe aufbahren und identifizieren lassen. Bei der 1979 abgebrochenen Gastwirtschaft Bromen hatte Wohlgemuth sein "Hauptquartier", vor dem u.a. der Vater des späteren Bürgermeister Guido H. als Mitglied der USPD und Protestler gegen die Spartakisten wie auch eine Reihe anderer Marler erschossen werden sollte; Zeugen wissen, daß sie als Kinder später auf der Kegelbahn große Mengen an Munition gefunden hätten...

Ich weiß, daß Paul Keßels, Chefredakteur der Buerschen Zeitung, damals

zwischen Weiß und Rot im Lippetal als Frontberichterstatter unterwegs war, mal hier, mal da als Verräter und Spion erschossen werden sollte, sich aber als alter Frontsoldat nicht hat erschüttern lassen.
Aber obwohl viel erzählt wird (welche Freikorps wo eingesetzt worden waren - Lichtschlag - Totschlag in Dorsten z.B. - wie schmählich die im Essener Wasserturm eingeschlossenen Polizisten erschossen worden sind, obwohl ihnen freier Abzug ehrenwörtlich zugesagt worden war), so sind Koloniegeschichten, also nachprüfbare und nachweisbare Bezüge zwischen diesen Kämpfen und den Kolonien und ihren Einwohnern doch offenbar selten.

AUSWANDERER NACH BRASILIEN

1906 verunglückte in Gladbeck der Hauer A. tödlich. Er war der Vater meines heute 70jährigen Freundes Willi, der seinen Vater gar nicht gesehen hat. Obwohl Sproß einer alten Bauernfamilie, war er - wie Willi später erfuhr - ebenso strammer Gewerkschaftler wie Dissident, also aus der katholischen Kirche ausgetreten. "Ein Sohn des Volkes will er sein" - so etwas stand über seiner Todesanzeige. Als Willi heranwuchs und sich darüber wunderte, daß seines Vaters Grab auf dem konfessionellen Friedhof in Gladbeck mutterseelenallein lag, bedeutete ihm seine Mutter: "Das ist bei Bergleuten, die tödlich verunglückt sind, immer so." Die Wahrheit war, so erfuhr er später, daß der Atheist und Dissident gar nicht auf dem katholischen Friedhof beigesetzt werden sollte, und das alles hatte offenbar seiner Mutter so viel Kummer bereitet, daß sie ihn - den Sohn Willi - in einem Gelübde "der Kirche vermacht" hatte, daß er also Priester werden sollte.
Ich schrieb wohl schon von ihm: Willi war kurze Zeit bei den Steyler Missionaren, verlor dann aber die Lust, sehr zum Kummer seiner Mutter, die das zweite Mal geheiratet hatte, ein Original, den Schachthauer Jans V., über den eigentlich ein eigenes Buch geschrieben werden müßte...
Jans V., mit eigenen, den Kindern seiner ersten Frau aus erster Ehe und Kindern aus der zweiten, hatte eine Handverletzung, war aber handwerklich trotzdem gewandt, daß er als echter Pionier 1925 mit Sack und Pack den beiden Söhnen aus erster Ehe, die als Handwerker schon in Brasilien waren, folgte. Jans V. ist, gut 70jährig, seine Frau 94jährig, in Brasilien gestorben. Ihm aber gingen Familie, Haus, Hof, Handwerk, Bienen usw.

über alles - er hätte Politik als Zeitverschwendung betrachtet. Er ging alljährlich nach Kevelaer, mit einer Speckschwarte zum Einfetten der Glatze, mit dem Flachmann in der Tasche, und mit dem Gebetbuch...
1974 habe ich meinen Jugendfreund in Brasilien besucht.
Überhaupt, ein Kapitel für sich aus dem Leben der Bergarbeiterkolonien am Nordrand des Ruhrgebietes ist bestimmt das der Massenauswanderungen nach Brasilien in der Mitte der 20er Jahre.
1924 schrieb ich mein allererstes Feuilleton unter der Überschrift "Brasilia - Land der Hoffnung".
Natürlich waren die V. nicht die einzigen aus unserer Kolonie, die nach Brasilien auswanderten. Da ich 1924 schon an der Redaktion der Buerschen Zeitung war, erinnere ich mich, daß die Regierung damals einen Kommissar eingesetzt hatte, der die allzu auswanderungslustigen Kumpel mit ihren Familien beraten, also zurückhalten sollte. Mit ihm war ich häufiger auf Aufklärungsversammlungen. Diesem Berliner Bürokraten fehlte bei aller Sachkenntnis und allem guten Willen der Riecher dafür, wie man mit auswanderungslustigen Kumpeln richtig spricht. Kurz, er hatte wenig Erfolg, denn die Angst vor Krieg und Arbeitslosigkeit war so groß, daß die Verlockung der Auswanderung Erfolg hatte.
Jans V. nahm die langen Schaftstiefel aus seiner Zeit als Schachthauer mit nach Brasilien. Er sagte, er wolle sich damit vor den Urwald setzen. Die Affen würden ihm zuschauen, und dann wollte er Leim in die Stiefel schmieren und danach fortgehen. Weil aber die Affen alles nachmachten, würden sie in die Stiefel schlüpfen, darin festkleben und wären dann leicht zu fangen. "Oder hast du schon mal Affen gesehen, die mit Schaftstiefeln in den Bäumen rumklettern?"
Dann kamen Briefe von der Überfahrt in drangvoll fürchterlicher Enge. Einer meiner ersten Vorträge war mit solchen Briefen in Jünglingsvereinen. Z.B.: "Wenn ich Dir schreibe, daß wir ein Dutzend Schweine haben, dann stimmt das zwar, wird aber von Euch bestimmt mißverstanden. Erstens haben wir die Schweine auf Pump gekauft, d.h. wir müssen neben der Reise jetzt auch noch die Schweine und einiges andere abarbeiten, was moderne

des Königreichs Westphalen mit einem vollständigen Repertorium aller im Reiche befindlichen Oerter, zum Gebrauche der großen Departementalcharte des Reiches, Weimar 1809.

Hassel, Georg,
Statistische Darstellung des Königreichs Westphalen vor seiner Organisation, statistisch dargestellt von..., Braunschweig 1807.

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Heft 1, Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1979, 2. Auflage, 173 S., DM 12,80.

Heft 2, Engel an Ravensberger Bauernhäusern, von Gertrud Angermann (vergriffen).

Heft 3, Töpferei in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Wingolf Lehnemann. Vorträge, gehalten auf der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 1980, 2. Auflage, 291 S., 130 Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 4, Töpferei in Schermbeck, von Helmut Müller, (vergriffen).

Heft 5, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostwestfalen, von Norbert Humburg. Seine Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, 1976, 434 S., DM 13,50.

Heft 6, Weihnachten in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Sauermann. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. 1979, 2. Auflage, 262 S., 31 Abb., DM 14,80.

Heft 7, Handwerk und Kleinstadt, von Hermann Kaiser. Das Beispiel Rheine, 1978, VIII, 501 S., mit vielen Tabellen, DM 19,80.

Heft 8, Historische Hausforschung, von Konrad Bedal. Eine Einführung in Arbeitsweisen, Terminologie und Literatur, 1978, VI, 186 S., mit 23 Tafeln u. 32 Abb., DM 19,80.

Heft 9, Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1978, VI, 337 S., m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 19,80.

Heft 10, Türkische Arbeiter in Münster, von Halil Narman. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation, 1978, X, 176 S. m. 64 Tabellen im Text, DM 16,80.

Heft 11, Bibliographie zum Schützenwesen in Westfalen, bearbeitet von Gerda Osthoff, 1979, VI, 126 S., DM 12,80.

Heft 12, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, von Volker Gläntzer, 1980, 306 S. m. 41 Abb., DM 19,80.

Heft 13, Gemeinde im Wandel, herausgegeben von Günter Wiegelmann. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa, 1979, 215 S. m. Abb. im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 14, Fachwerkbauten in Westfalen vor 1600, von Fred Kaspar, 1978, VI, 130 S., 47 Abb. u. Tafeln, 1 Faltkarte, DM 16,80 (vergriffen).

Heft 15, Mode und Tracht, von Martha Bringemeier. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung, 1980, 302 S. m. v. Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 16, Die Arbeit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 1928–1978 (in Vorbereitung).

Heft 17, Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter (1815–1880), herausgegeben von Helmut Müller, 1979, III, 76 S. m. Abb. u. Taf., DM 9,80.

Heft 18, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus, von Burkhard Schwering. Studien zur Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen, 1979, 671 S., DM 29,80.

Heft 19, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg, von Berthold Heizmann, 1981, VIII, 216 S., 39 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 20, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf, von Bernhard Klocke, 1980, 262 S. m. 35 S. Abb., DM 19,80.

Heft 21, Geschichte der Alltagskultur, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1980, 174 S. m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 14,80.

Heft 22, Bäuerliches Brotbacken in Westfalen, herausgegeben von Martha Bringemeier, 1980, 136 S., DM 12,80.

Heft 23, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet, herausgegeben von Dietmar Sauermann, 1980, 178 S., m. 24 S. Abb., DM 14,80.

Heft 24, Hattingen, von Fred Kaspar und Karoline Terlau. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700, 1980, VI, 323 S. m. Abb. i. Text und 4 Karten in Falttasche, DM 19,80.

Heft 25, Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland, herausgegeben von Renate Brockpähler, 1981, VII, 192 S. u. 54 Abb. a. Taf., DM 16,80.

Heft 26, Westfalen in der Neuen Welt, von Walter D. Kamphoefner. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. 1982, 211 S., 40 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 27, Land-Stadt-Beziehungen, von Gertrud Angermann. Bielefeld und sein Umland, 1760–1860, unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, 1982, 400 S. m. 51 Tab., 7 Ktn. und 8 Schaubildern, 36 Abb. a. Taf., DM 24,80.

Heft 28, Die Kornfege in Mitteleuropa, von Uwe Meiners. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine, 1983.

Heft 29, Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen, von Volker Rodekamp. Ein traditionelles Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, 1981, 393 S., 14 S. Abb., DM 19,80.

Heft 30, Koreanerinnen in Deutschland, von Tai-Soon Yoo. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung, 1981, 225 S., DM 14,80.

Heft 31, Realität und Abbild in Stadtdarstellungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, von Michael Schmitt und Joachim Luckhardt. Untersuchungen am Beispiel Lippstadt, 1982, X, 172 S. m. 47 Abb. i. Text, 1 Faltkarte, DM 16,80.

Heft 32, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525 bis 1808), von Christiane Homoet, Dietmar Sauermann, Jochen Schepers. Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung. 1982, 204 S., DM 19,80.

Heft 33, Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Herausgegeben von Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1982, DM 19,80.

Heft 34, West-östliche Kulturverflechtungen in Mitteleuropa. Festgruß zum 80. Geburtstag von Bruno Schier. 1982, 50 S., DM 6,80.

Heft 35, Neue Heiligenkulte in Westfalen, von Gerhard Best. 1983, 288 S. m. 96 Abb. im Text. DM 19,80.

Heft 36, Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet, von Moritz Grän, 1983.